Aus der Welt des Herzens.

Roman

von

Oswald Tiedemann.

Erster Theil.

Zwickau, 1854.
Verlag von Gebrüder Thost.

Hugo Geldern.

Erstes Buch.

Es war am 16. Juli. — An dem Gitter eines Hauses lehnte ein junger Mann, dessen Züge Mißmuth oder Kränklichkeit, oder beides vereint, ausdrückten. Er schien eben angekommen zu sein und Jemanden zu erwarten. Neben ihm lagen ein Koffer und verschiedene andere Reiseeffecten, die er zu bewachen vielleicht in Absicht haben mochte.

Auf der vorbeiführenden Straße ließen sich nur wenige Menschen sehen und gleichgültig gingen sie an dem Reisenden vorüber, dessen Züge immer finsterer wurden, je mehr Zeit verstrich und je gespannter seine Erwartung wurde. Er murmelte etwas wie eine Verwünschung hin und wandte sich zur Seite, wo seinen Blicken jetzt eine Persönlichkeit begegnete, die seine Aufmerksamkeit herausforderte. Es war ein Mann, der

mit raschen Schritten den Weg herabkam, der die Stadt mit dem Bade Hallan verbindet. Er war sehr vortheilhaft gekleidet, nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, aber ungeachtet eines kleinen Embonpoint von einnehmender Gestalt, die aufs angenehmste durch das geistreiche Gesicht unterstützt wurde.

Er wollte an dem Gitter, das den Reisenden zum Theil verdeckte, vorübergehen, als er sich angerufen hörte. Er blieb stehen, sah auf und prüfte mit halbem Auge den Fremden, der ihm die Hand entgegenstreckte. Er war ihm bekannt, aber augenblicklich wußer nicht, wo er ihn hinthun sollte, bis er endlich die dargebotene Rechte lebhaft ergriff, herzlich schüttelte und ausrief: „Sie sind es, Geldern! Sie haben sich verändert."

„Zeit und Umstände, lieber Baron! Breslau liegt mir noch in den Gliedern." —

„Was haben sie auch für Streiche gemacht? Das dortige Engagement Knall und Fall verlassen, Niemand etwas davon gesagt, selbst Ihren besten Freunden nicht."

„Hat man mich vermißt?" fragte Geldern mit einem Anfluge von bitterem Spott.

„Bis auf mich, wohl Niemand, meinte der Baron, indem er lächelnd fortfuhr: Sie hatten ja den

besten Theil Ihres Wesens vorausgeschickt; was ist aus ihr geworden?"

„Sind Sie so wenig mit den Berühmtheiten des Tages vertraut? Eine Hofschauspielerin und vermuthlich der Liebling eines Prinzen und gewisser Re‿ensenten." —

„Die Laufbahn kenn' ich, entgegnete der Baron, dem die ungemeine Gleichgültigkeit auffiel, die in dem Tone Geldern's lag — ich wollte etwas von Ihrer Herzensdame hören!"

„Davon ein andermal — aber auch Sie haben sich in den drei Jahren, in denen wir uns nicht gesehen haben, verändert!" Das Auge des Fremden musterte prüfend den Baron, der lächelnd erwiderte: „Mein Aeußeres überrascht Sie. Ich habe Glück gehabt, oder Dame Fortuna hat sich versehen."

„Wie das?"

„In einem unfreien Augenblick, in Gesellschaft lustiger Freunde, schwatzte mir ein Jude ein Lotterieloos auf, ich gewann einige Tausend Thaler. Nüchtern hätt' ich den Juden und das Glück zum Fenster hinausgeworfen. Was ist doch Bachus für ein gottvoller Kerl!" —

„Und Sie singen ihm dafür täglich eine Dithyrambe mehr?" lächelte Geldern.

„O nein,“ meinte der Baron — „ich bin ein Freund der Zinsen geworden. Die Jahre klopfen derb an meinen Verstand. Jede zerbrochene Flasche verkleinert den vermögenden Mann. Ich habe Lust Banquier zu werden und fange mit der Speculation bei mir selber an.“

„Das ist vernünftig.“

„Oder ein rühmenswerther Beitrag zur heutigen Culturgeschichte, die sich auf Geldsäcken ausbreitet, wenn Sie wollen. Doch — der Baron haftete den Blick auf die Reiseeffecten seines Freundes — Sie sind eben angekommen und wohl noch ohne Logis?“

„Leider! Ich habe den Menschen, der mich hier absetzte, den Auftrag ertheilt, mir ein kleines Zimmer zu besorgen, seit einer Stunde wart' ich vergebens auf seine Rückkehr.“

„Wenn Sie Lust haben, auf der Straße zu übernachten, können Sie auch so lange warten. Das Bad ist überfüllt, doch glücklicherweise kann ich Ihnen in dem Hause, in welchem ich selber wohne, ein Zimmer anbieten. Ich hatte es im Auftrage eines Dritten gemiethet, der nicht eingetroffen ist. Wenn Sie es annehmen wollen, steht es Ihnen zu Diensten. — Ueber den Zins werden wir uns schon einigen, fügte er mit ironischer Anspielung auf seine früheren Worte hinzu.

Dankbar acceptirte Geldern den Vorschlag, nur war er einigermaßen in Verlegenheit, wie er sogleich die Sachen fortschaffen sollte, da sich nirgends ein Träger blicken ließ.

„Lassen Sie stehen, lassen Sie stehen!" rief der Baron auf seine Bemerkung hierüber — „wir senden sogleich Jemand hierher, der sie abholen soll. Bei vielen Mängeln hat dieser Ort das Gute, daß hier nie etwas von der Straße gestohlen wird. Uebertriebener Aufwand von Vergnügungen nöthigt die Badegäste fortwährend ans Fenster. Gähnend, und lauschend auf irgend eine zufällige Zerstreuung werden sie zu unbesoldeten Wächtern des Eigenthums."

Mit diesen ironischen Worten nahm er den Arm Geldern's, der dennoch nicht recht trauen wollte, und zog ihn mit sich fort.

Der Weg führte die beiden Freunde über die Promenade, die fast zu jeder Tageszeit belebt ist, da sie den einzigen erträglichen, wenn auch sehr beschränkten Spazierort Hallan's bildet. An besonderen Tagen spielt eine Musikbande in dem Hauptgange, der dann sehr zahlreich besucht wird und einem Corso im verkleinertem Maßstabe gleicht. Es ist gewöhnlich die Stunde nach dem Brunnentrinken und nach der Badezeit, wo Geist und Körper erfrischt und gestärkt sind

und nun ein Wettlauf zu vollständiger Genesung beginnt, wenn überhaupt von Krankheit die Rede ist und nicht Mode und Gewohnheit den Badegast herbeiführen. Das letztere ist wohl namentlich der Fall bei den Besuchern der großen Badeörter, wo Luxus und Annehmlichkeit sich vereinigen, beides noch eine schöne Natur unterstützt, und wo Interessenten es sich angelegen sein lassen, die Langeweile theuer abzukaufen in Hazard, hohen Wetten, theueren Lustfahrten, Bällen und anderen nicht minder kostspieligen Zerstreuungen.

In den kleinen Bädern, wie hier in Hallan, ist die Zeit zwischen dem Baden und Schlafengehen schwer auszufüllen. Die Gesellschaft an sich ist nicht geeignet, den Umständen einige Annehmlichkeiten abzutrotzen. Unter den Krämern, Kaufleuten, Beamten niederer Grade, die gewöhnlich solche Bäder besuchen, theils aus Rücksichten der Oekonomie, zum Theil aus philisterhafter Befangenheit die Nähe der Vornehmen meiden, findet sich selten ein geistvoller Kopf, der bessere als metallne Münzen auszugeben versteht und der Lust verspüren könnte, zu der Gesellschaft herabzusteigen, um sie zu unterhalten. Er schließt sich gewiß lieber an die Wenigen an, die Geburt, Rang oder wissenschaftlicher Character erheben und die Laune, Neigung, besondere Umstände hierher führen.

Es war eine ganze Gallerie nichtssagender Physiognomien, an denen der Baron und Geldern vorbeigingen, eine besonders willkommene Fundgrube für den Witz und die Ironie des Ersteren, der auch nicht verfehlte, seinen Freund darauf aufmerksam zu machen. Nur selten wurden seine Züge ernster und noch seltner zog er ehrerbietig den Hut. Es geschah dies bei einigen Damen, die sich in jeder Beziehung auszeichneten, sowohl was Toilette, Benehmen, als Schönheit und Anmuth betraf, und bei einigen Herrn, denen man die tödtlichste Langeweile ansah, und die wohl nur Gleichgültigkeit gegen alles, Zufall oder wirklich Kränklichkeit nach Hallan verschlagen hatte, dessen Soolquelle zu den berühmtesten in Deutschland gehört.

Geldern bemerkte von dem allen nichts. In Gedanken versunken, ging er neben dem Baron her, der den Kopf nach allen Seiten wandte, wie eine Wetterfahne, die sich im Wirbelwinde dreht, und sich nichts entgehen lassen wollte, was irgend Stoff zu einer Bemerkung geboten hätte. Er hatte seinen Witz fast erschöpft, als sie an einen Verkaufsladen gekommen waren, wie sie sich in allen Bädern finden und worin allerlei zum Verkaufe ausgeboten wird, und hier Geldern mit einem Ausrufe des Erstaunens einen Schritt zurückwich.

„Was giebt's?" fragte der Baron, den Kopf erhebend und seinen Stock auf den Boden stoßend.

„Ueberall Sie!" erwiderte Geldern mit halber Stimme, indem er nach einem Bilde deutete, daß an dem Laden aushing und eine der jetzt berühmtesten Schauspielerinnen vorstellte.

„Hm!" meinte der Baron und trat näher. „Hm, sehr gut getroffen! Merkwürdig, Geldern, was in dem Auge alles liegt. Es ist das schönste, was man sehen kann und doch findet der ruhige Beobachter etwas heraus, was nicht erfreuen kann."

„Kannten Sie sie näher?"

„Nein, Geldern. Sie interessirte mich nur, weil Sie ihr nahe standen, ihre Darstellungen befriedigten mich selten, ganz im Widerspruche mit dem gesammten Parterre, daß seine Hände immer bis zum Schweißtriefen brachte."

„Und was finden Sie in dem Auge?" fragte Geldern, die letzte Bemerkung nicht beachtend.

„Ja, wie soll ich das gleich bezeichnen! Es ist ein Himmel, aber ohne Gottheit; ein ganzes Meer von Wonne und Seligkeit, aber ohne Tiefe, man hat nicht nöthig, ein Senkblei auszuwerfen, um es zu ermessen, man sieht und erkennt sogleich den Grund, aber es wachsen keine Blumen darauf." —

Geldern antwortete nicht. Er griff gedankenlos nach einer Vase von Porzellan, die vor ihm auf dem Ladentische stand und suchte die darauf gemalten Allegorien zu entziffern, während der Baron ihm den Rücken kehrte und lachend einem Herrn von auffallender Dicke nachblickte, der sich mit unsäglicher Mühe vorwärts arbeitete.

„Was kostet das Bild?" fragte Geldern hastig den Inhaber des Ladens. Er zahlte sofort den verlangten Preis, nahm die Lithographie herab und zerriß sie zu nicht geringer Verwunderung des Verkäufers und einer ältlichen sehr reich gekleideten Dame, die eben herangekommen war und ihn aufmerksam betrachtete, langsam, in kleine Stücken, wie abwägend Theil um Theil.

Ohne Gruß entfernte er sich hierauf von der Bude und nöthigte den Baron zum Weitergehen. Bald waren sie in der Wohnung desselben. Das Zimmer, das Geldern angewiesen erhielt, war nicht groß, aber ziemlich freundlich und mit allem Nöthigen versehen. Das Fenster ging auf einen kleinen Garten, dessen Breite allerdings kaum zu nennen war und die von der Höhe merklich überboten wurde.

Bald waren auch seine Effecten herbeigeschafft und er häuslich eingerichtet. Den Tag darauf besuch-

te er den Badearzt, der ihm die nöthigen Vorschriften ertheilte und ihn mit den Worten entließ: „Jede Stunde Zerstreuung ist für Sie eine Flasche Medizin, suchen Sie sich deren so viel als möglich zu verschaffen.“ —

Zerstreuung? dachte Geldern für sich, als er das Haus verließ — daß doch die Aerzte, mit seltenen Ausnahmen, so wenig den inneren Menschen kennen! Sie wissen zwar, wie er zusammengesetzt ist, wie sie jede Sehne und Ader zu nennen haben, aber die Empfindungen der Seele bleiben ihnen gleichgültig. Sie denken nicht an die Möglichkeit, daß es Zustände geben kann, bei deren Kränklichkeit die Flaschen-Arznei scheitere und der bloße Rath aufhört heilsam zu wirken. Zerstreuung? Erst, mein guter Aesculap, mußt Du mir angeben können, wie ich sie zu erfassen vermag, wie ich es anzufangen habe, um zu vergessen — was nicht zu vergessen ist.“ —

Aufblickend bemerkte er eine Dame, die sich mit zwei Kindern beschäftigte, Knaben von sechs und acht Jahren, aus deren schönen Gesichtern Trotz und Muthwille sprach, jener Uebermuth, den man gern geneigt ist, Kindern zu verzeihen, wenn sie sonst nur beweisen, daß diese Eigenschaften nicht aus der trüben Quelle eines bösen Herzens entspringen. Mit Zuversicht und

lachender Gebehrde warfen sie sich in die geöffneten Arme der Dame, die sich zu ihnen herabbeugte und ihnen unter abwechselnden Küssen das Haar von der Stirne strich.

Die Dame selbst war zu jung um die Mutter der Knaben sein können. Sie mochte vielleicht neunzehn Jahr alt sein, aber ein gewisser Ernst, der diesem Alter gewöhnlich noch fremd zu sein pflegt, blickte aus ihren Zügen und machte sich in all' ihren Bewegungen geltend. Sie war gerade nicht schön, die Gestalt nicht vollendet, aber aus ihren tiefschwarzen Augen, über die sich etwas zu starke Braunen wölbten, blickte so viel Seelenadel, so viel innige Liebe für die beiden Kinder, daß man sich angezogen fühlte, und gefesselt blieb, übersah man nicht einen unendlichen Reiz, der sich über ihr ganzes Wesen ausbreitete. Anmuth, die echteste Weiblichkeit, waren Eigenschaften an ihr, die keinem ernsten Beobachter entgehen konnten.

Geldern blieb dieser Beobachter lange Zeit und die liebliche Erscheinung führte ihn in eine Gedankenwelt, die längst Entschwundenes in seine Seele zurückrief und ihm einen Seufzer entpreßte. Er gerieth in eine weiche wehmüthige Stimmung und er überließ sich ihr gegen seine Gewohnheit, und mit einem gemischten Gefühl von Wonne und Schmerz versank er

in Träume, die zu vergessen, zu unterdrücken er mit unsäglicher Mühe sonst gesucht hatte. Er sah sich einige Jahre zurück, einem Glücke nahe, das ihn berauschte, am Ziele schöner Hoffnungen, um sie, wie immer, — vernichtet zu sehen.

Geldern war keine starke Natur, oder vielmehr, es lebte in ihm ein Doppelwesen, das in ewigem Widerstreben seine Kräfte aufrieb. Er hatte mehr Muth als Stärke, mehr Einsicht als Fähigkeit, sie entschieden zu gestalten. Er verkannte keinen Augenblick die Wege, die man einschlagen müsse, um zu einem Ziele im Leben zu gelangen, er sah um sich mit offenem Auge, es blieb ihm nichts verborgen von den Krümmungen und Wendungen, die dahin führen, aber er zog für sich selbst keinen Nutzen daraus, er gewann ihn für Andere in Rath und That und für sich nur eine herbe, oft geniale Ironie, die seine eigene Person nicht verschonte. Im höchsten Grade der Aufopferung fähig, überraschte er damit mehr, als er erfreute, da er sie stets verleugnete und jede Gelegenheit, die ihn als wohlthätigen Freund, als willkommenen Helfer offenbarte, mit Entschiedenheit zurückwies. Er handelte bei solchen Veranlassungen immer im Verborgenen, rücksichtslos gegen das eigene Vermögen, das er nie zu Rathe zog, und belachte die als Thoren, die etwas

von Dank und Erkenntlichkeit wissen wollten. Dürstend nach voller herzlicher Hingebung in Freundschaft und Liebe, lernte er sie durch harte Erfahrungen früh unterdrücken, aber der Schmerz des Verlustes brannte verzehrend in seinem Innern und dennoch konnte Niemand etwas davon ahnen, so sehr täuschte sein äußeres ernstes und verschlossenes Wesen. Mit reichen Kenntnissen ausgestattet, aber ohne Lust nach Gründlichkeit, die oft die schöne Quelle innerer Ruhe und Befriedigung werden kann, Dichter und Denker, hatte er die Stelle eines Dramaturgen bei einem Stadttheater angenommen, war hierauf selbst Schauspieler geworden, aber nichts füllte ihn aus und er gab das Eine wie das Andere bald wieder auf. Ein kleines väterliches Erbtheil gestattete ihm, eine Zeitlang ohne Erwerb zu leben, aber nun sah er den Augenblick vor sich, wo er daran denken mußte, sich eine nährende Stellung zu verschaffen. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einiger Besorgniß und war eben nicht geeignet, seine trüben Erfahrungen und sein Herz zu lichten.

Die junge Dame sah ihn nicht, und dennoch wünschte er das Gegentheil aus einem dunklen Gefühl, das sich unbewußt in ein leises Interesse für sie aufklärte. Er machte eine Bewegung, ihr näher zu kommen, da trat ihm aus einem Seitengange jene ältliche reichge-

kleidete Dame entgegen, die er bereits an dem Verkaufsladen auf der Promenade bemerkt hatte. Wieder beobachtete sie ihn scharf; den Blick fest auf ihn gerichtet, ging sie langsam an ihm vorüber. Es war nicht zu verkennen, daß sie Geldern eine besondere Aufmerksamkeit widmete, die ihn aber mit Abneigung und einem leisen Gemisch von Grauen erfüllte, wenn er an ihr fast unheimliches Auge dachte, mit dem sie seine Person streifte. In ihrem Gange und ihren Bewegungen lag etwas Stilles, Abgeschlossenes und doch Bedeutungsvolles, etwas, wofür er keinen Namen finden konnte, so sehr lag es in der Weise des Geheimnißvollen. —

Die Dame mit den beiden Kindern hatte sich inzwischen entfernt, und vergebens suchte Geldern ihre Spur in den verschiedenen Gängen der Promenade. Dafür traf er auf den Baron Werthoff, den er seit gestern nicht wieder gesehen hatte. Den Kopf zurückgelegt, den goldnen Knopf seines Stockes am Munde, winkte er ihm bereits aus der Entfernung und lachte laut auf, als Geldern vor ihm stand.

„Sie haben eine Eroberung gemacht, Freundchen!" rief er, dabei unbekümmert um die Vorübergehenden, mit ziemlich energischer Stimme.

„Eine Eroberung?" meinte Geldern gleichgültig.

„Sicher! Vor wenig Augenblicken ging hier eine ältliche Dame vorüber, die bei dem Bademeister, der die lebendige Zeitung des Ortes bildet und alles wissen muß, angelegentlich nach Ihnen Erkundigungen einzuziehen suchte. Nach ihrer Beschreibung, die so genau ausfiel, daß ich bereits für ihre Toilettengeheimnisse, Freund, zu fürchten anfing, konnte sie Niemand anders meinen, als Sie. Ich rächte mich, in der Nähe stehend, und nun dicht hinzutretend, indem ich den Bademeister nach einer Dame fragte, die ganz, Zug um Zug, derjenigen glich, die sich nach Ihnen erkundigte. Die Dame sah mich anfangs zweifelnd an, bis ich zuletzt jede Falte ihres Gesichtes aufzählte, auch das ins Graue fallende Haar nicht vergaß, worauf sie sich vollkommen aufgeklärt, mit einem Blicke entfernte, von dem ich nicht recht weiß, was er alles ausdrückte." —

„Und wer ist die Alte?" fragte Geldern lächelnd.

„Ein Fisch mit zwei Mäulern. Mit dem einen möchte sie gern fangen, mit dem andern gefangen sein. Werfen Sie einen Köder aus, Freund, sie können schnell zu einer reichen Frau gelangen, und wenn Sie es recht anstellen, sie auch acht Tage nach der Hochzeit beerben."

„Sie sind bei Laune."

„Gott sei Dank, die Menschen sorgen dafür, daß mir kein lustiger Tag im Jahre fehlt. Fangen Sie bei den Königen an, und Sie werden finden, daß sie sich nicht allein auf den Thron niedersetzen. Der Geist der Verwirrung kauert sich neben ihnen unsichtbar und wackelt lachend an dem Zepter, den eine menschlich schwache Hand regiert. So abwärts durch alle Stufen der Gesellschaft vergrößert sich der Spaß und die vollkommene Narrheit blickt gleich stark durch reiche seidene Kleider wie durch den durchlöcherten Mantel eines Bettlers, der seine Taschen listig mit der gehaltvollen Flasche aus einem Spiritusladen ausfüttert. — Geben Sie sich Mühe, Geldern, die Welt so zu betrachten und Sie werden manche heitere Stunden gewinnen." —

„Die Möglichkeit liegt in unserm Naturell, wandte Geldern ein, indem er an der Seite des Barons weiter schritt.

„Besser, in unserm Willen, bemerkte Herr von Werthoff. Glauben Sie mir, ich habe Stunden gehabt, in denen ich meinte, das Herz müsse mir brechen, ich könne nie wieder aufstehn von einer Zerschmetterung, die gleich stark Seele und Verstand niederwarf, und doch habe ich es möglich gemacht, durch starken Willen, daß mir Niemand auch nur das Geringste an-

sah und jeder darauf geschworen hätte, ewige Heiterkeit und Frohsinn wären meine Pathengeschenke gewesen. Du lieber Himmel! Wo ist der reiche Mann, der solche Geschenke auszutheilen hätte? Im Gegentheil, alle meine Verwandte haben mit vieler Anstrengung darauf hingearbeitet, mir das Leben zu verbittern. Ich war ihnen als Knabe nicht artig und fleißig genug; es regnete Ermahnungen und derbere Angriffe auf mein Herz und meinen Körper, den ich gern im Freien herumspazieren führte, mit Lust den erstickenden Schulstaub abschüttelnd. Als Mann war ich ihnen zu arm, nicht angesehen genug, ich hatte nicht hinlänglich darauf hingearbeitet, ein Dutzend Vettern und Basen mit zu versorgen. Als wenn ich nicht gleich zu Anfang meiner akademischen Laufbahn eingesehen hätte, wie viel Mühe es kostet, Minister oder General zu werden! Ich gab die Hoffnung auf, dies schöne Loos zu erreichen und quittirte sehr bald die Universität. Haben die ehrenwerthen Verwandten deshalb ein Recht, mich anzuklagen? Sie sollten so vernünftig sein und meine edle Handlungsweise anerkennen, doch Gott schütze mich jetzt vor meinen Verwandten!"

Der Baron lachte und schien nicht zu bemerken, daß ihn Geldern von der Seite mit einem vielsagen-

den Blicke betrachtete. Er errieth recht gut die Gedanken seines Freundes, der mit ihm zu oft beisammen gewesen war, als daß ihm eine Falte in dem Herzen des Barons unbekannt geblieben sein konnte, denn Wertshoff liebte es nicht, wenn man hinter seiner ironischen Maske mehr erblicken wollte und deshalb ignorirte er auch den Blick des Freundes, der ihm deutlich bewies, daß er auch hier die versteckte Gutmüthigkeit des Barons herausgefunden habe.

Geldern nahm indeß Veranlassung zu erwidern: „Ich kann nicht glauben — verzeihen Sie mir den Zweifel — daß Sie das Schicksal ernstlich verfolgt hat. Es ist unmöglich, bei gewissen Ereignissen heiter zu scheinen, geschweige zu bleiben. Großer gewaltiger Schmerz wird von der Zeit weit hinaus getragen, nichts geht an ihm verloren; ist er geschehen, er bleibt unvertilgbar, so viel man auch aussagen mag von Linderung, Vergessen. Er kann einschlummern, das geb' ich zu, für Monate, selbst Jahre, aber er bricht dann um so heftiger erschütternder nochmals hervor. An sich unbedeutende Ereignisse, in Momenten, in denen wir es uns am wenigsten versehen, rufen ihn hervor aus seiner dunkeln Verborgenheit und mit jähem Aufschrei bemerken wir, daß wir ihn nicht verloren haben, daß er mit uns war, auch da wir ihn nicht wahrnahmen

und ganz in den Hintergrund gedrängt glaubten. Mir fällt hier die Geschichte von einem Wanderer ein, die ich einmal erzählen hörte. Der arme Sepp war von seiner Geliebten hinausgeschickt worden, ihr eine seltene Alpenblume zu pflücken. An dem Tage, an welchem er sie überbringen würde, sollte die Verlobung sein. Es war im Frühjahr und Sepp, der sehnsüchtig Liebende, suchte und suchte, aber nirgends konnte er die Blume finden. Von Tag zu Tag irrte er, von Berg zu Berg, seine Füße wurden wund, seine Augen trüb und entzündet durch den Schnee, der auf den höchsten Gipfeln lag, sein Herz wurde schwer und sein Sinn verzweifelnd. Der arme Sepp brachte so manchen Tag mit dem Suchen zu, bis er denn endlich auf einem Abhange, den er wohl schon zehnmal durchirrt hatte, die Blättersterne erblickte, roth wie Blutstropfen. Jubelnd sprang er hinzu — die Blüthen waren zertreten, von ihm selbst, der früher über sie hinweg gegangen war. Mit einem recht wehmüthigen Gefühl holte er die Blume aus der Erde und brachte sie seiner Geliebten. Sie lachte ihn ins Gesicht und schickte ihn wieder fort. „Wie kannst Du mir zertretene und verdorbene Blumen bringen?" sprach sie dabei und in einem Tone, der dem armen Sepp ins Herz schnitt. Er ging noch einmal und kam nicht wieder. Er konn-

te die Alpenblume nicht finden und mußte sich sagen, daß sie nur ihren Spott mit ihm getrieben, die er so sehr geliebt. Manche Jahre hindurch dachte er fort und fort an „Schönröschen," wie sie allgemein im Gebirge genannt wurde, fort und fort, bis sein Herz aufhörte zu schlagen." —

„Geldern!" — der Baron blieb stehen, ergriff die Hand seines Freundes und blickte ihn durchdringend an — „Geldern! Sie müssen Entsetzliches erfahren haben, ich kenne Sie und weiß, daß Sie Mann genug sind, über die kleinen Erbärmlichkeiten des Lebens hinwegzusehen, aber die einfache Geschichte, die ich eben von Ihnen gehört habe, verräth mir, daß Sie mehr betroffen hat, als ich errathen und ahnen kann. Theilen Sie sich mir mit, ich gehöre Ihnen ganz und bitte um Ihr Vertrauen. Ich weiß, Sie haben Niemand, dem Sie nahe stehen, Ihr Character verdrängt im voraus jede wärmere Annäherung, wagen Sie es aber mit mir, der Sie achtet und liebt. Menschen wie ich, ich will Ihnen diese Conzession machen, mögen allerdings vom Schicksal milder behandelt werden, nicht immer das Herbste erfahren, ein leichter Sinn hebt uns über Berge von trüben Ereignissen, wogegen Andere über einen Maulwurfshaufen stolpern, aber ich verhehle mir

keinen Augenblick, daß Sie würdiger der Gunst des Schicksals sind.“ —

Er drückte dem Freunde die Hände, der es herzlich erwiderte und erwartete eine Antwort.

Geldern blickte sinnend vor sich hin, strich dann über die Stirne mit den feinen Fingern seiner Hand und, während ein leises Lächeln über seine Lippen glitt, nach einem kurzen Stillschweigen, entgegnete er: „Ich machte vorhin die Bemerkung, großer gewaltiger Schmerz lasse sich nie vergessen, er mache sich oft in einem plötzlichen Aufschrei Luft, warten Sie bis dieser Aufschrei erfolgt, lassen Sie mir Zeit, wer weiß, ob es nicht bald geschieht!“ — Und, wie abbrechend, fügte er hinzu: „Ja, ja, es ist ein Unterschied zwischen der Welt des Herzens und dem Herzen der Welt!“ —

Stillschweigend gingen sie noch eine Strecke weiter, bis sie an das neu angelegte Badehaus kamen, aus welchem ihnen die junge Dame mit den beiden Knaben entgegentrat. Das umflorte Gesicht Geldern's heiterte sich auf und ehrerbietig zog er den Hut, als er bemerkte, daß der Baron die Dame grüßte. Sie dankte freundlich lächelnd und streifte die Gestalt beider Männer mit einem Blicke.

„Kennen Sie die Dame?“ fragte Geldern rasch, als die Dame vorbei war.

„Wie sollte ich meine Verwandten nicht kennen, brummte der Baron, wieder in alter Laune. — Sie ist die Schwester einer Dame, die das Glück hat, an einen meiner weitläuftigsten Vettern, einem preußischen Geheimenrath, verheirathet zu sein."

„Und ihr Name?"

„Ein Fräulein von Wardenegg."

„Ich meine" — Geldern stockte und erröthete.

„Nun?" fragte der Baron.

„Der Vorname!" — Das schwere Wort war heraus.

„Ach so! Den kenn' ich nicht." — Der Baron pfiff eine bekannte Melodie und sagte nichts weiter, so sehr es auch Geldern wünschte, dessen Gedanken sich immer lebhafter mit der Dame beschäftigten. Er schied von dem Baron, der ihm versprach, ihn später wieder aufzusuchen, kaufte im Vorübergehen in einem Laden zwei Zuckerdüten und setzte sich, nach den beiden Knaben herumspähend, unter die Bäume vor dem Hotel, wo er zu frühstücken pflegte und wo, wie er wußte, Fräulein von Wardenegg, mit ihrer Schwester, der Majorin, wohnten. Er gab sich der stillen Hoffnung hin, daß sie heraustreten möchte, sich ihm gegenüber setzen sollte, aber er sah sich darin getäuscht, denn weder sie noch die Knaben ließen sich sehen. Unbewußt öffnete seine Hand die Zuckerdüten und so süß auch die Con-

fitüren schmecken mochten, er merkte kaum etwas davon, als er ein Stück nach dem andern verzehrte. Er war unzufrieden mit dem Augenblick, ohne sich eines ernsten Grundes bewußt zu sein, in einem Zustande des Mißmuths, der uns oft überschleicht, wenn uns etwas versagt wird, was unsern Gedanken schmeichelt. —

Eine kleine Stunde mochte so vergangen sein, als er eine Gruppe von Menschen bemerkte, die um die Ecke gerade auf ihn zukam. Es war ein sonderbarer Aufzug. Voran schritt ein Mann in einem weißen Rocke, aus dessen Aermeln gefaltete Manschetten hervorsahen, einem breitkrempigen Hute, die Hand ohne Handschuhe, das volle runde Gesicht in einem Paar allmächtigen Vatermördern versteckt, deren haarscharfen Spitzen nach den Augen strebten, als wollten sie diese durchbohren. Vielleicht verdienten es diese Augen auch, daß man sie fortwährend bedrohte. Lag in ihnen nicht alles, nur gerade nicht Offenheit und allzugroße Artigkeit? Gewiß! Dieser Blick unter der krausgezogenen Stirn, den zusammengefaltenen Braunen, war so verschlagen und listig, daß er einem diplomatischen Agenten alle Ehre gemacht haben würde. Der Mann unterhielt sich angelegentlich mit einem andern, der an seiner Seite ging und der die Eindringlichkeit der Rede ausgezeichnet zu verstehen schien. Lang und hager,

das alternde Gesicht von Leidenschaften zerrissen, fegte er mit den Händen in der Luft, indem er sie bald vor sich hinstreckte, bald so heftig zurückriß, daß man das Gleichgewicht seiner Füße bewundern mußte, die eine so lebhafte Action ertragen konnten. Oft schlug er die Hände zusammen, daß es einen Schall gab, der die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und alle Gesichter nach ihm wenden machte. Das kümmerte ihn indeß sehr wenig, auch nicht einmal, daß er zuweilen seinem Begleiter zu nahe kam und ihn einige Schritte zurückwarf. Es war allerdings anzuerkennen, daß er alsdann erschrocken inne hielt und seinen zurückgebliebenen Freund erwartete, um dann freilich die Art und Weise seines Vortrags wo möglich noch energischer fortzusetzen. —

Den Beiden folgte ein Schwarm von Männern und Frauen, von denen die wenigsten die Rücksicht zu kennen schienen, die Zeit und der Ort der Unterhaltung gebieten. Laut und frei wurde gesprochen und dabei manches verhandelt, was vielleicht glücklicherweise in dem allgemeinen Wortgewirre den Unbetheiligten verloren ging, aber den Nächststehenden höchliches Ergötzen einflößen mußte, denn nicht selten erscholl aus der Gruppe ein lautes anhaltendes Gelächter. Die Physiognomien fast Aller entbehrten der Frische, der Reiz

der Jugend war bis auf wenige Ausnahmen, von den Gesichtern verschwunden, und die Züge der Meisten verriethen ein unbeschränktes Leben, demnach schien das Völkchen glücklich; Sorglosigkeit und ein gewisses Selbstgefühl, das freilich nur zu oft der falschen Quelle der Selbstüberschätzung entspringt, leuchtete aus ihren Augen. Die Kleidung war bunt, am öftersten eine Sucht nach dem Auffallenden bemerkbar, ohne Rücksicht darauf, ob die Farben zusammenstimmten, oder nicht. Ein Halstuch von schreiendem Muster schloß nicht aus, daß der Betreffende einen grünen Phantasiefrack mit vergoldeten Knöpfen trug, und eben so bemerkte man bei den Damen Grün und Gelb, und Blau und Roth in schöner reicher Abwechslung beisammen. Der Schnitt der Kleider war höchst selten bescheiden und bei einer ältern Dame, die kokettirend abseits balancirte und ein erstaunenswerthes Augenspiel entwickelte, konnte man von oben herab Dinge entdecken, die nicht am Körper hafteten, jedenfalls aber zu demselben gehören sollten, denn der Schneider hatte alles für die Fülle des Busens gethan. —

Geldern erkannte das Völkchen sogleich und seine Voraussetzung wurde, gerade nicht auf die angenehmste Weise, durch einen Mann bestärkt, der aus der Gruppe trat und rasch auf ihn zueilte.

„Auch hier? Altes Haus! Engagirt?“ rufte er mit tönender Stimme und reichte Geldern die Hand.

Geldern betrachtete verlegen und verwundert den alten Knaben, der mit leuchtendem Antlitz vor ihm stand und, wie ein Weinfaß von 180 Quart, den dicken Körper eingezwängt in eine sammetne Piquesche mit weißen Hornknöpfen, von denen schon einige herausgesprengt waren, jetzt einen Strom von sich schüttelte, der kein Ende nehmen wollte. Es waren Worte der Freundschaft und des Vorwurfs, Altes und Neues, Vergangenes und Gegenwärtiges zusammengeworfen, was er mit kurzem Athem, aber nie stockender Zunge von sich gab.

Endlich war er mit seiner Begrüßung fertig und Geldern hatte wenigstens so viel daraus entnommen, daß er ein ehemaliger College von ihm sei, mit dem er in Breslau zusammengetroffen war. Schicksalsschläge, Mißgunst des Glückes, das Jüngere an seinen Platz gebracht, hatten ihn veranlaßt, Breslau zu verlassen und an den Thespiskarren einer reisenden Gesellschaft gefesselt. So behauptete der Schauspieler, der sich Armin Wappner nannte, wenigstens; Geldern erinnerte sich aber jetzt sehr wohl, daß es das untauglichste Subject sei, das je den Posten eines Inspizienten bekleidet, und daß er kaum für Anmelderollen zu

verwenden gewesen war. Hier nun freilich, erzählte er mit vielem Selbstgefühl, war er für das Fach der ersten Väter engagirt. „Und morgen soll der Tanz schon los gehen, Geldern!“ setzte er selbstgefällig hinzu. „Wir fangen mit Laube's „Prinz Friedrich“ an. Ein schlechtes Stück; kann nur durch das Spiel des Königs gehalten werden. Ich werde mein Möglichstes thun.“ —

Er zog eine Bürste aus der Tasche und fuhr sich damit durch die Haare, die zu Berge stiegen und ihm ein wahrhaft künstlerisches Ansehen gaben. Er fühlte sich, und arbeitete an seiner Toilette fort, indem er jetzt einen in Blei gefaßten Handspiegel hervorholte und die Strähnen an den Schläfen in die zierlichsten Locken zu legen suchte. Ein Seitenblick forschte umher, ob seine Schönheitsbestrebungen auch die gehörige Beachtung erregten, und so entging ihm die steigende Verlegenheit Geldern's, der tief erröthete, als er jetzt Fräulein von Wardenegg aus dem Hause treten sah, die beim Anblick der Schauspielergesellschaft unter der Thüre stehen blieb und dieselbe mit Ueberraschung und Neugierde betrachtete. Er schämte sich seiner ehemaligen Collegen, nicht ihres Standes wegen, aber weil er sich gestehen mußte, daß ihr Betragen wenig geeignet war, denselben zu erhöhen, weil ihm nichts so ver-

haßt war, als der übermüthige Dünkel, den die Meisten an die Bezeichnung „Künstler" knüpften; nichts so verleidet, als die lächerliche Außenseite, womit Viele prunken und als ein Recht usurpiren. Ein schönes Recht, das sich nur Arroganz und Dummheit beilegen und das, Gott sei Dank! mit jedem Tage mehr verschwindet und nur noch bei jenen Geschellschaften anzutreffen ist, die im Verborgenen ihr unheimliches Wesen der Kunstschänderei treiben, in jenen kleinen Orten, wo die göttliche Muse ihre Erhaltung vegetabilischen Kassenpreisen verdankt. —

Allerdings dünkte sich die Borndal'sche Gesellschaft besser, als jene Vehmrichter der Autoren, und sie verschmähte es auch nicht, ihre Kräfte mit denen manches Stadttheaters zu messen, und gewiß war sie noch nicht die schlechteste in Deutschlands Gauen, aber es waren doch zu viel Elemente in ihr, die zu deprimirend für den Stand waren und ebenso auf das Auge des Laien wirkten.

Geldern versuchte es, sich hinter der Gestalt seines aufdringlichen Bekannten, den er im Stillen zum Henker wünschte, zu verbergen, und obgleich seine schlanke Persönlichkeit ihn vollkommen geeignet machte, hinter einer so dicken Körpermasse, wie die Armin Wappners zu verschwinden, so mußte er doch bald und halb

verzweifelnd jeden derartigen Versuch aufgeben. Wie eine Marionette, die von unsichtbarer Hand aus den Coulissen eines Puppentheaters regiert wird und die seltensten Sprünge ausführen muß, bewegte sich der ernste Vater des Schauspiels. Unruhig wie rollendes Quecksilber, sprang er bald einen Schritt vor, bald wieder zurück, den Oberkörper außerdem hin- und herwägend, als könne er damit nie ins Gleichgewicht kommen, während sein Gesicht die reichste Abwechslung für den mimischen Ausdruck bot. Ein Kopf von Gutta Percha in der Hand eines Kindes würde in seinen mannigfachen Veränderungen niemals die verwegene Beweglichkeit dieses Gesichtes erreichen, das von einer ungewöhnlich großen Nase, stark gerötheten Backen, dicken Falten, kleinen funkelnden Augen von mausgrauer Farbe, und eingedrückten Schläfen gebildet wurde. Die niedere gefurchte Stirn verschwand fast ganz hinter einem Busche von schwarzen Haaren, in die sich schon hie und da einzelne Silberfäden mischten. Er hörte dabei nicht auf zu sprechen und von seinen künstlerischen Erfolgen zu erzählen, die er in Schneidemühl und Schöppenstädt gehabt, und viel fehlte nicht, so hätte er in edler Entrüstung, daß Jemand daran zweifeln könnte, obgleich kein Mensch außer dem stummen dasitzenden Geldern zugegen war, sich angeschickt, eine Probe

seines Talentes abzulegen, in welchem Vorhaben er jedoch, grade in dem Augenblicke, da er bereits die Arme gestikulirend ausstreckte und wie eine Windsbraut zu heulen anfing, durch Geldern unterbrochen wurde, der rasch aufsprang und ihm ärgerlich zurief: „Herr, schreien Sie doch nicht so und schonen Sie Ihr Organ!" —

Er hatte den Blick bemerkt, den eben jetzt Fräulein von Wardenegg auf ihn und seinen Gesellschafter geworfen hatte und es schien ihm, als enthielte er ein Gemisch von Ueberraschung und Befremden.

Der Schauspieler stutzte einen Moment, fuhr aber dann laut auflachend fort: „Organ? Lieber Freund, tausend Jahre Vorrath! Ich donnere den Harthörigsten im Parterre wach, und übertäube ein Orchester von hundert Mann, wenn es nicht aus Kanonenschlägen besteht. Organ? In Clausthal mußte das Theater gestützt werden, wenn ich auftrat, damit es nicht zusammenbrach vor dem Schalle meiner Stimme! Organ? Wenn ich zwölf Kinder hätte und jedes bekäme nur den zwölften Theil davon, die deutsche Bühne würde Helden sehen, wie sie noch nie dagewesen, jeder Kerl eine Armee von Trompetern!" — Er kreischte bei diesen Worten gewaltig und gab sich alle Mühe, seine Behauptung durch die That zu belegen, ein hef-

tiger Husten, der ihn befiel, machte aber seinen Bestrebungen ein Ende.

Geldern mußte ungeachtet seiner Mißstimmung, in die er gerathen war, laut lachen, und seine Verlegenheit legte sich gänzlich, als auch die Dame seiner Aufmerksamkeit in das Haus zurückgetreten war. Er rief einem Kellner, der gerade vorbeieilte und bestellte eine Flasche Wein, durch die er seine zurückhaltende Begrüßung des ehemaligen Collegen wieder gut machen wollte. Er hatte auch nichts einzuwenden, als Wappner seinem schwachen Gedächtniß zu Hülfe kommend, dem Kellner nachrief, eine doppelte Portion kalter Küche mitzubringen.

„Ich kann keinen Wein trinken, ohne etwas gegessen zu haben," entschuldigte er sich gegen Geldern, der die Gläser füllte und den Teller zurückschob, der schnell vor ihn hingestellt wurde, und den Wappner zuvorkommend, sogleich an sich nahm. Mit erstaunlicher Geschicklichkeit war der reiche Inhalt des Tellers bald geleert, das dritte Glas ausgetrunken, ohne daß er inzwischen eine Pause in seiner Unterhaltung gemacht hätte. Er raisonirte über seinen Director, der mit der übrigen Gesellschaft in das Restaurationszimmer des Hotels getreten war, verschonte keinen seiner Collegen, von denen Niemand würdig war, mit ihm

zu spielen, und wußte auch namentlich über die Damen der Gesellschaft nicht genug Lobes zu sagen, die er sämmtlich einer allzu großen Gefälligkeit gegen das starke Geschlecht beschuldigte.

Geldern fühlte sich bei dieser Unterhaltung unbehaglich und machte bereits Miene sich zu verabschieden, als ihn eine Bemerkung Wappners veranlaßte, auf den verlassenen Sitz zurückzukehren. In der vertraulichen Weise, die zum Ton in untergeordneten Schauspielgesellschaften geworden ist, und die jeden Uneingeweihten befremdet, den Gebildeten verletzt, obwohl zum Dulden nöthigt, fing er an: „Apropos, Geldern, Ihr sprecht ja gar nichts mehr von Eurem alten Verhältniß. Ich war bei ihr als ich durch Berlin kam. Donnerwetter, hat sich das Mädel herausgemacht! Eine Fürstin kann es nicht besser haben.“ —

„Von wem sprechen Sie?“ fragte Geldern finster, die Hand zusammenballend, die mit dem Griff eines Messers spielte.

„Von wem?“ lachte Wappner pfiffig, die beaux restes auf dem Teller in die Hand nehmend. — Von wem sonst, als von der schönen Lucinde Harles, die ganz Berlin verrückt macht, nachdem sie es früher in Breslau gethan hatte. Na, auch Euch Freundchen, hat sie nicht schlecht das Gehirn kreisen gemacht. Ihr lieft

einher wie der Schatten des Mondes, wenn er im letzten Viertel steht, und viele Eurer Collegen wollten bereits für Euch Stelzen besorgen, denn Eure Beine waren so abgemagert, daß sie euch kaum mehr tragen konnten. Durch Eure Backen konnte man hindurch sehen, wie durch ein Nadelöhr; Euer bischen Fleisch hat Euch der Liebesteufel lothweise vom Leibe gerissen."

Der impertinente Ton ärgerte Geldern, das Blut stieg ihm zu Kopfe und gern würde er den Unverschämten zurecht gewiesen haben, wenn ihn nicht das Verlangen, mehr zu erfahren, zurückgehalten hätte. Mit Gewalt sich bezwingend, fragte er so ruhig wie möglich: „Und wie hat Sie, Herr Wappner, Fräulein Harles empfangen?" —

Der Schauspieler, der in dieser Ausdrucksweise leicht seinen Fehler angedeutet finden konnte, wenn er überhaupt Sinn für das Schickliche gehabt hätte, fuhr in dem alten Tone fort: „durch einen Bedienten. Ich sah gerade nicht zum Besten aus, mein schwarzer Frack stand im Leihhause Gevatter, und sprechen mußte ich sie, die schöne Lucinde. Was that ich? In meinem abgeschabten Rocke hätte sie mich niemals vorgelassen, auch auf unsere frühere Collegenschaft wahrscheinlich keine Rücksicht genommen, denn ich glaube nicht einmal, daß sie bereits in Breslau von meiner Existenz

große Notiz genommen — was that ich also? Rathet einmal!"

„Nun?" fragte Geldern gedehnt und aufmerksam.

Wappner schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser emporklangen und lachte homerisch: „Ja, wenn ich's Euch nicht sagte, Ihr würdet rathen, bis Eure Seele aufhört zu blasen, aber nur das Rechte nicht. Ich nannte Euern Namen!"

Geldern wurde bleich.

Wappner erzählte weiter: „Hei, wie sprangen die Thüren auf! Sie flog mir fast entgegen, die Spröde, aber auch gleich wieder zurück, als sie mich erblickte, nicht Euch. Ich that sehr bescheiden und bat recht demüthig um Entschuldigung."

„Und sie?" knirschte Geldern zwischen den Zähnen. Heiß lief es ihm durch die Adern, so heiß, daß einzelne Tropfen sein Gesicht und seine Hand bedeckten.

„Lucinde wurde weiß wie Kreide, grade so, wie Ihr vorhin, und sprach kein Wort. Als mir das zu zu lange währte, fing ich an und erzählte ihr meine Noth. Sie hörte zu, so ruhig und still, daß ich glaubte, ihr Herz habe keinen Schlag mehr, bis sie denn endlich an einen Schreibsecretair trat und in eine Schublade griff. Sie winkte mir, näher zu kommen, und ließ

zwei Goldstücke in meine Hand gleiten. Sie berührte mich nicht, wahrscheinlich, weil ich keine Handschuhe anhatte und hielt die Goldstücke erst hoch zwischen den Fingern, bis ich ihren Wink verstand. Ich ging, wie ich gekommen war, ohne ein Wort von ihr gehört zu haben, selbst nicht einmal Adjeu sagte sie mir." —

„Elender!" fuhr Geldern heraus, der nur mit Mühe seinen Zorn zurückgehalten hatte, bis er das Ende gehört — „Elender, wie konnten Sie es wagen, meinen Namen zu mißbrauchen? Für diese Frechheit verdienten Sie eine Züchtigung, die Ihnen ewig im Gedächtniß bleiben sollte. Danken Sie es diesem Orte, daß es nicht geschieht!" —

Zornglühend trat er vom Tische zurück — seinem Auge begegnete die ältliche Dame, die sich nach ihm erkundigt und die, wie es schien, einen Theil des Gespräches mit angehört hatte; wenigstens verrieth sie eine lauschende Stellung, kaum zehn Schritte von dem Tische, an welchem Wappner saß. Sonst war Niemand auf dem Platze zu sehen. Ohne ihr eine weitere Beachtung zu schenken, entfernte sich Geldern, der den Gedanken kaum zu ertragen vermochte, in welcher verächtlicher Weise sein Name gemißbraucht worden war.

Wappner saß stumm, mit starren Augen dem Da-

voneilenden nachblickend und konnte sich den plötzlichen Zornausbruch desselben gar nicht erklären. Freilich, Menschen seiner Gesinnung, die jeden Erwerb gut heißen, wenn es grade nicht auf offenbaren Diebstahl hinausläuft, mußte die gerechte Aufregung Gelderns ein Räthsel bleiben. Er bedauerte auch nichts weiter, als den Verlust eines Bekannten, der, wie er glaubte, wohlhabend genug war, um seinen alle Zeit durstigen und hungrigen Magen zu sättigen und zu tränken, und schüttelte mit stoischer Gemüthsruhe die Vorwürfe ab, die er eben empfangen. Indeß war er der Gegenstand der Aufmerksamkeit jener ältlichen Dame geworden. Sie prüfte ihn mit den Augen, obschon aus keinem Zuge ihres Gesichtes ihre Wahrnehmungen hervorgingen, und wandte sich dann an den Kellner des Hotels, der ab- und zuging und den sie herbeiwinkte. Sie sprach leise und angelegentlich mit ihm und drückte ihm sogar Geld in die Hand. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung konnte kein anderer sein, als Wappner, denn die Blicke beider waren auf diesen gerichtet und bald auch trat Louis, während die Dame sich entfernte, an den Schauspieler heran und fragte ihn, ob er noch etwas befehle.

Wappner sah auf und gab keine Antwort. Louis, der Kellner, wiederholte seine Frage und ließ merken,

daß er ungenirt fordern dürfe. Wappner schien zu verstehen. Lebhaft sprang er auf, faßte den Kellner an beiden Schultern, küßte den sich Sträubenden und schrie: „Sie pumpen also? Gott sei Dank, ein Christenmensch! Noch eine Flasche!" —

Louis lachte und holte das Gewünschte. Behaglich warf sich Wappner im Stuhl zurück, faltete beide Hände über die Brust und betrachtete den Kellner mit dem zärtlichsten Blicke, den er je verschwendet haben mochte. Bewunderung und grenzenlose Liebe sprach aus seinem glänzenden Auge. Er hätte ihn am liebsten „Du" genannt, so sehr wußte er das Betragen Louis zu würdigen, er begnügte sich aber, wieder eingedenk seines Künstlerstolzes, beide vor ihm stehende Gläser vollzuschenken, jedes in eine Hand zu nehmen und auszurufen: „Ihre Gesundheit, Kellner!"

Louis griff nach dem einen Glase. Wappner zog es zurück, leerte rasch das eine, das andere gleich darauf, stellte die Gläser wieder auf den Tisch und betrachtete den Kellner abermals mit einem Blicke der tiefsten Verehrung.

„Freundchen," sprach er dabei im herzlichsten Ton — „Ich habe Eure Gesundheit getrunken, habe aber nicht gesagt, daß Ihr dasselbe thun sollt. Hütet Euch überhaupt für das zu viele Weintrinken, die Lust wächst

mit jedem Glase und leicht kann es zum Laster werden.“ —

Er hatte inzwischen die Flasche halb geleert und sein Blick wurde ernster, der Ton seiner Stimme suchte nach der früheren Würde, und je mehr von dem Reste des Weines schwand, je mehr nahm seine Gleichgültigkeit gegen den Kellner zu, den er als den Diener und sich als den Herrn zu betrachten anfing. Seine Hand wühlte in der Seitentasche seines Rockes und suchte nach etwas. Er zog auch nach einigen Schwierigkeiten, die durch eine Masse Komödienzettel verursacht wurden, ein altes defectes Portemonnai hervor; beim Einblick in dasselbe verfinsterten sich seine Züge noch mehr. Er schob es wieder zurück, und schien zu überlegen. Der genossene Wein war ihm zu Kopfe gestiegen und hatte in ihm eine Würde erweckt, die er nüchtern immer vergaß und bei Andern lächerlich fand. Nun freilich hätte er ein Königreich darum gegeben, ein reicher Mann zu sein: er wollte den Kellner bezahlen. Es beleidigte ihn, einem solchen Menschen etwas schuldig zu bleiben, und der vorhin so zärtliche Blick drückte nun die stärkste Vernichtung aus. Mühsam erhob er sich vom Stuhle und winkte vornehm Louis herbei, der inzwischen abgerufen und jetzt wieder gekommen war.

„Kellner!“.

Louis stand lachend vor ihm. „Kellner!“ — Er hatte Mühe, seine etwas schwere Zunge zu regieren — „Ich werde hier logiren. Ein Zimmer! Die Rechnung für den Wein später!“ — Mit einer leichten Kopfbewegung wollte er sich entfernen, die schwere Masse seines Körpers und der Zuruf des Kellners hielten ihn aber zurück.

„Alle Zimmer sind besetzt,“ sprach Louis mit der frühern Vertraulichkeit, die sogar etwas Spöttisches annahm, was freilich von Wappern nicht bemerkt wurde — und was den Wein betrifft, der ist bereits bezahlt.“

„Von wem?“ fragte der Schauspieler, die krause Stirn noch mehr zusammenziehend.

„Von einer Dame, die Sie zu sprechen wünscht.“

„Von einer Dame?“ Wappner's Gesicht erhellte sich, die frühere Vollmondfreundlichkeit kehrte darauf zurück, und mit größter Selbstgefälligkeit dehnte er die Glieder, ein Experiment, das ihm bald theuer genug zu stehen gekommen wäre, so sehr gerieth er in eine Schwankung, wenn er nicht rasch mit beiden Händen nach einem Stuhle gegriffen hätte, der ihm nun zur Stütze diente. Nichtsdestoweniger sah er sich bereits im Geiste in ein interessantes Liebesabentheuer verwi-

ckelt und ungeduldig ermahnte er Louis zum Reden, der ihm auch sogleich den Namen der Dame nannte und ihre Wohnung bezeichnete. Auch versäumte er nicht, dem Schauspieler genau die Stunde anzugeben, in welcher die Zusammenkunft stattfinden sollte. Wappner horchte hoch auf und wurde immer seliger, je mehr er sich in der Ueberzeugung festrannte, daß es sich hier um eine Liebesintrigue handle. Zwar vergaß er nicht, sich das Aeußere der Dame beschreiben zu lassen, aber Louis war ein kleiner Bösewicht, der sich das Vergnügen machte, ihn hierüber gänzlich im Unklaren zu lassen, was zur Folge hatte, daß sich die Phantasie Wappners heftig erregte und ihn zu der glänzendsten Vorstellung seiner neuen Eroberung verleitete. Die Weinlaune dazu gerechnet, und es wird Niemanden wundern, wenn seine Vorstellungen die mährchenhaftesten Frauenduftgebilde an Reiz und Anmuth weit überstiegen, und auch, daß nach langer Entbehrung, er kaum die Stunde erwarten konnte, die ihn zu seinem Glücke führen sollte. Einige Sorge machte ihm freilich seine Toilette, aber auch hier half ihm seine künstlerische Genialität über jedes Bedenken hinweg. „In solchen Momenten gilt der Mann, und nicht das Kleid!" rief er sich mit feierlichem Pathos zu, drückte Louis die

Hand und balancirte gegen das Hotel, in dessen Thüre er bald verschwand....

Geldern, im Tiefsten beleidigt und empört, hatte inzwischen das Freie aufgesucht und irrte durch die Felder, gedankenvoll vor sich hinstarrend und unbekümmert, daß er sich vom Wege verlor und in einen Wald gerieth, der ziemlich entfernt von dem Badeorte liegt und den er noch nicht bemerkt hatte. Erschöpft und ermattet, warf er sich ins Gras und stützte das Haupt in die Hand. Neben ihm floß ein Bach, das Wasser sprudelte hell und klar über die Kieselerde und stürzte sich weiter hin von dem Hügel herab, aus welchem er kam, in die Ebene, welche er befruchtend, durch kleine Zuflüsse anwachsend, durchzog. Ueber ihm wölbte sich das Grün der Bäume, alte hundertjährige Eichen, vielarmige Buchen und die jungen Büschel des Lerchenholzes. Es war ein stilles heimliches Plätzchen. Selten wurde die Ruhe unterbrochen; es war denn ein Eichhörnchen, das lustig einen Stamm hinaufkletterte, oder von Ast zu Ast sprang, oder es war ein ferner Finkenschlag, oder das Zwitschern eines andern Vogels, der in die Nähe kam, um sogleich zu verschwinden. Die Sonne gewann keinen Raum, um sich blicken zu lassen und nur hie und da blitzte ein goldner Strahl durch das dichte Laub, das lautlos zu feiern schien. Ganz

oben, hoch an der Wölbung des Himmels, schimmerte eine kleine weiße Wolke in blauer Umfassung und kein neidischer Windhauch verjagte sie von ihrer stolzen Höhe....

Die große Stille, die Ruhe in der Natur, die gleichsam zu feiern schien, milderten auch die Aufregung Geldern's und, immer geneigt zur Vergebung, auch da, wo ihm augenscheinlich ein Unrecht widerfuhr, konnte er es bald über sich gewinnen, über die Industrie seines ehemaligen Collegen zu lächeln. Freilich verschwand diese Heiterkeit auch sogleich wieder aus seinem Antlitz, wenn er, in natürlicher Gedankenfolge, weiter in die Vergangenheit zurückblickte und an sein Verhältniß zu Lucinde Harles erinnert wurde. Sie war seine erste Liebe gewesen. Was liegt nicht alles in diesem Ausspruch, diesen wenigen Worten! Die Poesie des ganzen Lebens ist und bringt diese Zeit, und ob diese auch nur einen Pulsschlag der Erkenntniß dauerte, oder durch Monate eine reiche Blüthenkette der Erinnerung wand — sie wird nie wiederkehren mit ihrem unauslöschlichen Zauber, in ihrem glücklichen Taumel, der bis zur seligsten Trunkenheit sich steigert. Erste Liebe! Wer lächelt nicht noch nach Jahren, selbst im Greisenalter, über die schöne goldene Zeit? Wer kann ohne Leben, ohne eine lebhaftere Empfindung den Na-

men der Geliebten aussprechen hören, die ihm zuerst die Liebe eröffnete? Wer mag es dulden, daß man ihm diese Zeit verunglimpft oder gar schmäht, selbst wenn sie nicht ohne Widerwärtigkeiten vorüberging, wenn selbst seine Liebe, die erste, eine nicht ganz glückliche war? Gewiß ist Jedem, in allen Sphären, die erste Liebe ein Heiligthum, daß ihm Niemand antasten darf, über das zu wachen, er alle Blutstropfen eingesetzt hat, die nun ihrerseits ihren langen Rosenschimmer durch sein ganzes Leben ergießt. Und wenn auch blühende Kinder, eine geliebte Gattin ihm zur Seite stehen, wenn sie es auch nicht ist, die ihm jetzt so viel Glück gewährt, die ihm zuerst den Himmel eröffnete, das Herz erweiterte, er wird nie so undankbar sein können, ihr Andenken der Menge preiszugeben, es zu dulden, daß man es aus seiner Brust verdrängen wolle. Und es läßt sich ja auch nicht, niemals verdrängen. Man mag es versuchen — und man wirft den besten Theil seines Lebens von sich. Die erste Liebe ist die wallstürmende Flamme, der wir unsere erste Begeisterung, alles Hohe und Schöne verdanken; von ihr aus beginnt die Zeit die Läuterung, unsere heißen Pulsschläge haben sich nach der brennendsten Gluth abgekühlt, und wir fangen an hinabzusteigen von dem Gipfel des Idealen und treten mehr und mehr, zu unserm gesellschaft-

lichen Nutzen in das wirkliche Leben ein. Sonderbar aber bleibt es immer und es ereignet sich beinahe stets, mit seltenen Ausnahmen, daß die erste Liebe nie zu einer dauernden Verbindung führt, daß wir den Gegenstand all' unseres Denkens selten an den Altar führen, wie tief und schmerzlich auch die Entsagung in unserer Brust brennen mag. Sei es nun Jugend oder hemmende Verhältnisse, man soll sich selbst, hundert Andere befragen, man wird fast immer die Antwort erhalten: die ich so sehr geliebt, wurde mir vom Schicksal versagt. — Nichts destoweniger soll damit ausgesprochen sein, daß das Glück mit der ersten Geliebten verloren ging, im Gegentheil — wer vermag alle Ereignisse des Lebens vorauszubestimmen — wir gewannen oft durch eine Entsagung, die uns damals todtbringend dünkte: die heiße siedende Gluth zertrümmerte den Verstand und riß das Herz in immer brandenden Wogen, bis das Schicksal dazwischen trat und einen kalten Machtspruch der Trennung uns entgegenrief. Aus einer Welt von Schmerzen traten wir siegend hervor und die überstandene Prüfung stählte uns für ein Glück, das wir zu gewähren, zu theilen, weniger zu nehmen haben....

Die Vergangenheit beschäftigte Geldern, als er an dem Abhange liegend, vor sich hinausblickte und so

die Welt hinter sich vergaß. Es fielen durch die Erinnerung Lichtpunkte in seine verfinsterte Seele, ein glänzender Goldregen, der ihn erleuchtete, aber bald folgten diesem Schimmer schwarze Wolken, die ihn gänzlich verhüllten. Eine That war geschehen, überraschend, unerwartet, und von so trauriger Tragweite, daß er fast an seiner Manneskraft zu verzweifeln anfing, als er sich davon betroffen fühlte. Es war ihm unsäglicher Schmerz bereitet worden, alle seine Grundsätze und Empfindungen erlitten durch dieses Ereigniß einen gewaltigen Stoß, und er bedurfte der höchsten geistigen und physischen Anstrengung, um aus dieser Niederlage, die seine Zuversicht und sein Glaube erlitt, sich emporzuringen.

Es war kaum möglich, daß er je wieder einen so großen Schmerz erfahren konnte, denn die ihm denselben bereitete, war — der Gegenstand seiner ersten, glühenden Neigung, war sie, für die alles zu opfern ihm das höchste Glück erschien, mit der das Leben zu theilen er der Vorsehung nicht dankbar genug sein zu können, er oft ausgesprochen hatte. Sie lebte noch, und sie war für ihn verloren. Vom Glück begünstigt, stieg sie von Stufe zu Stufe, bis sie unter den berühmtesten Künstlern den ersten Platz mit einnahm, von Stadt zu Stadt trug man sich mit ihren Triumphen und kei-

nen Flecken in Deutschland gab es wohl, wo ihr Name nicht genannt worden wäre. Dadurch entfernte ihn das Schicksal immer mehr von ihr, denn wenn er auch von ihr beleidigt worden war, wenn er längst dahin gestrebt hatte, jeden fernern Gedanken an sie zu verbannen, er vermochte es nicht, sie aus seiner Seele zu verdrängen, immer wieder trat sie zuweilen in dem vollen Lichtglanze ihrer Schönheit vor ihn hin, und vergebens war es, daß er sich in solchen Momenten in laute Gesellschaft flüchtete, nach einem Buche griff, oder der Poesie in die Arme warf. Er war verwaist, recht einsam verwaist, denn diese Hülfsmittel, die so oft und bei Vielen anschlagen, wollten bei ihm nicht fruchten und führten ihm immer wieder das Bild der Geliebten zurück. Auch jetzt, als er weiter hin auf den Bach blickte, der murmelnd von der Höhe herabsprang und dann in sanfter Windung vorwärts rieselte, entstand zwar ein Gedicht in ihm, aber eben so durch den Gedanken an die Geliebte, wie jedes frühere, das er in einem Album sammelte, und es bewies ihm nur aufs Neue, wie sehr sein Herz an Lucinde Harles noch gekettet war...

Es waren einfache Worte, die er in sein Taschenbuch niederschrieb und sie lauteten:

Verlust.

Abspiegelt blau der Bach den Himmel,
Eng schließt sich Höhe hier an Tiefe —
Und blau sind Deine schönen Augen! —
Es ist, als ob mir's allwärts riefe.

Tief ist Dein Herz und lauter Perlen,
Zu hoch dein Sinn ihn noch zu zieren;
So sah ich Dich. Was konnt' ich geben?
Dich lieben mußt ich — und verlieren. —

Es war freilich etwas ganz anderes, als das Gedicht ausdrückte, was den Verlust herbeigeführt hatte, den er hier einem so schönen Grunde zuschrieb, und die geistige Hoheit, die er einst an Lucinden erblicken wollte, ihr reiches Herz, waren recht tief gesunken, und was ihm früher ein Gegenstand innigster Verehrung und Bewunderung gewesen war, erfüllte ihn später mit Abneigung und Widerwillen. Wie kam es, daß er aber demungeachtet Stunden hatte, in denen sie vor ihm stand in voller Glorie, so schön und bezaubernd, wie sie ihm bei der ersten Begegnung erschienen war, daß ihr Name immer noch eine brennende Röthe auf seinem Antlitz hervorrief, und daß er oft mit Gewalt sich von dem Gedanken losreißen mußte, nach Berlin zu reisen, um sie dort zu sehen, vor ihrem Hause

zu harren, bis sie heraustreten würde, ihm die Hand zu reichen und ihn zurückzuführen an ein heimliches stilles Plätzchen, wo sie unbelauscht waren, und wie es so oft geschehen war —

Er liebte sie noch immer, Lucinde, und die Sehnsucht nach ihr verließ ihn nur, um in einsamen Stunden stärker wiederzukehren. War es Schwäche, oder eine tiefe Empfindung des Herzens, die ihn so fest an die Schauspielerin kettete, die ihn nicht blos verrathen, getäuscht, nein, die seine Ehre befleckt hatte durch eine Begebenheit, die unerwartet und so in ein Räthsel gehüllt kam, daß er auch jetzt noch nicht ganz im Klaren darüber war.

Vielleicht vereinigte sich beides, dieses tiefe Empfindungsvermögen und jene Schwäche in ihm, und trotz aller Energie, mit der er über seine Ehre wachte, war er hier zu vergeben bereit, wo er zum ersten Male geliebt hatte. Vielleicht hätte ihn das Schicksal unterstützen, ihn rasch einer neuen Bekanntschaft entgegenführen müssen, und wäre diese auch nur mehr zu einer warmen Freundschaft geworden, denn es gibt Männer, die nicht ohne Gefahr zur Ruhe kommen dürfen nach einer heftigen Erregung, die aber dieses Hülfsmittel theils verschmähen, theils nicht erkennen. Stimmung, Neigung hatten ihn aber nur in größere Ein-

samkeit geworfen, und das Schicksal war nicht gefällig genug, ihn aus einem Hinbrüten zu reißen, das für Charactere von so schwermüthiger Gemüthstiefe wie Geldern, die höchste Gefahr bietet....

Er überlas das Gedicht mit einer bittern Regung und unwillkührlich drängte sich zwischen die Zeilen, neben Lucindens Bild, noch ein anderes, nicht weniger liebliches, wenn auch nicht von so vollendeter Schönheit, nicht mit dem stolzen Uebermuth in den Gesichtszügen, der Alles besiegen will...

Zum ersten Male nach der Trennung von Lucinde, nachdem Jahre verflossen waren, interessirte ihn eine weibliche Gestalt, und er überließ sich willenlos dem angenehmen Gefühl, das nach so langer Entwöhnung in seine Brust schlich und sich dort festnisten wollte. Er gedachte freilich auch dabei einer Behauptung, die er früher einmal aufgestellt, und sie war es, die seinen Fuß verzögerte und ihn oft zum Stillstehen veranlaßte, als er sich erhoben und den Weg zurück eingeschlagen hatte.

In einer Gesellschaft vertheidigte er einst auf's Entschiedenste: daß man nur einmal wahrhaft lieben könne, daß jede folgende Empfindung der ersten weichen müsse und niemals den Grad der höchsten Freundschaft übersteigen könne. Wie sollte er nun aber das

Gefühl bezeichnen, daß ihn jetzt bei dem Gedanken an Fräulein von Wardenegg überschlich? — Die Freundschaft bedingt kein Zusammensein, den Austausch des Geistes und der Seelen — mit ihr hatte er noch kein Wort gewechselt, er wußte kaum, ob sie ihn nur bemerkt hatte, er dagegen fühlte sich erhabener bei ihrem Anblick, sein Herz schlug lebhafter, es wurde der Wunsch in ihm rege, sie möge ihn bemerken, sein Gang, seine Haltung, wurden entschiedener, ohne daß er es selbst wollte... Der Freundschaft ist das Aeußere gleichgültig, sie legt kein Gewicht auf kleine Zierlichkeiten, die nach und nach bei den Liebenden ans Tageslicht treten, um den Geliebten zu gefallen...

Geldern gerieth in Zweifel mit sich selbst und es dämmerte in ihm die Ueberzeugung auf, daß seine Erfahrungen nicht hinreichten, um den Unterschied zwischen der Welt des Herzens und dem Herzen der Welt, den er ganz zu ergründen sich Mühe gab, nach allen Seiten hin zu erschöpfen. Dieser Gedanke reizte ihn oft und es war seine Lieblingsidee, in dieser Weise, die Ruhe und Sicherheit des Verstandes voranstellend, sich zu stählen gegen alle Möglichkeiten und Vorfälle, die ihn noch erschüttern könnten. Indeß, welcher Mensch hat die geistige Potenz, ihr vorweg alles zu unterwerfen und sich dem Herzen der Welt in jungen Jah-

ren zu nähern, um die bedrohliche Welt des Herzens von der Hand aus zu regieren, nachdem vorher die Vernunft zum Wächter desselben bestellt worden? Es ist eine allzu dreiste Kühnheit und heißt dem Schöpfer vorgreifen, der in dem Unerforschlichen, Unergründlichen einen Reiz des Lebens mehr geschaffen. Die factische Verwirrung, wie die Welt Vielen erscheint, würde durch bloß menschliches Regieren bald einen Zusammensturz erleiden, der keinen Wiederaufbau gestattete....

Langsam kehrte Geldern nach dem Bade zurück. Er wollte den Baron aufsuchen, fand ihn aber nicht zu Hause, und, wie sein Diener versicherte, war keine Aussicht, daß er vor Abend wiederkehren würde. Sich allein überlassen, verbrachte Hugo den Tag mit Briefschreiben, worunter einer an einen Freund gerichtet war, der in Berlin lebte und der mit den Schauspielern des dortigen Hoftheaters in Beziehung stand. Am Schlusse des Briefes sprach er wiederholt die Bitte um baldige Antwort aus.

Den folgenden Morgen, nachdem er bereits um fünf Uhr gebadet hatte, trank er seinen Kaffee vor dem Hotel Metz, wo ihn eine angenehme Ueberraschung erwartete. Fräulein von Wardenegg war bereits aufgestanden und kam aus dem Hause. Mit lei-

sem Erröthen erwiderte sie den Gruß Geldern's, der ehrerbietig aufstand und die allzugroße Entfernung verwünschte, die ihn von ihr trennte, die doch wohl kaum dreißig Schritte betrug, für gewisse Wünsche freilich aber immer zu beträchtlich sein mag. Hierauf entfernte sie sich und wie Hugo bemerken konnte, machte sie eine wahrscheinlich ärztlich vorgeschriebene Morgenpromenade mehrmal durch die Baumgänge. Außer ihr waren erst wenig Menschen auf dem Platze, nichts destoweniger wagte er es nicht, sich ihr zu nähern, dagegen blieb er festgewurzelt an dem Tische, den er eingenommen und von dem aus er sie hinlänglich beobachten konnte, wenn sie wiederkehrte. Leider verzögerte sich diese Hoffnung immer mehr und seine Ungeduld bekam reiche Nahrung, sich steigernd zu entfalten. Ein neckender Kobold, in der Gestalt des Badearztes, war zwischen die Erfüllung und dem Begehren seiner Hoffnung getreten. Er unterhielt sich angelegentlich mit Fräulein von Wardenegg, auch kam es Geldern vor, als zeige er eine größere Vertraulichkeit, als er selbst einem Arzte zugestehen mochte, und obgleich dieser nun bereits graue Haare hatte, so ärgerte es Geldern dennoch und rief sogar eine leise Regung von Eifersüchtelei in ihm wach, als er ihn jetzt vorüberkommen, artig grüßen und mit dem Fräulein von

Wardenegg in das Seitengebäude des Hotels, wo sie mit ihrer Schwester wohnte, eintreten sah. —

Vergeblich wartete Geldern auf ihre Rückkehr, sie kam selbst nicht, als einige Stunden vergingen und das Musikcorps mit seinen Klängen alle Badegäste aus den Zimmern lockte, und als er schon längst wieder den Doctor, der wahrscheinlich zu einer Hinterthüre hinausgegangen war, in einer Seitenallee bemerkt hatte....

Sein Zusammentreffen mit dem Fräulein wiederholte sich jeden Morgen, indem sie eine Molkencur gebrauchte, ohne daß aber die entfernteste Annäherung stattfand. Er verkannte keinen Augenblick seine Stellung, die wenig geeignet war, ihm jene Sicherheit zu geben, die sich auf das Besitzthum stützt und die überall willkommen ist, und von ihrer Seite geschah nichts, was ihn muthigen konnte, wenn gleich er sich nicht zu täuschen glaubte, daß sie auf ihn öfter den Blick heftete, als es früher geschehen war. Schmeichelte ihm diese Vermuthung, so steigerte sich dagegen auch seine Abneigung gegen den Doctor Thalheim, bis er denn endlich durch den Bademeister des Ortes, der sich selbst rühmte, alles zu wissen, erfuhr, daß der Doctor ein Oncel des Fräuleins sei. Nun freilich veränderte sich seine Gesinnung, und war er sonst in seinem Beneh-

men gegen denselben kalt und abgemessen, so konnte er jetzt nicht unterlassen, ihm zuweilen entgegen zu gehen, ihn anzureden und sich höchst angelegentlich nach seinem Befinden zu erkundigen, was doch eigentlich umgekehrt hätte sein müssen. Die Hoffnung aber, auf diese Weise eine Annäherung mit des Doctors Nichte herbeizuführen, täuschte gänzlich; der Badearzt sprach nie von ihr und machte auch nicht die geringste Miene seinen Rath, den er Geldern gegeben und der ihm Zerstreuung gebot, auch durch die That zu unterstützen. Im Gegentheil, es zeigte sich in seinem Auge etwas von Mißtrauen, als Geldern eines Tages, fortgerissen von dem Drange nach der Erfüllung eines Wunsches, der immer lebhafter wurde, von seiner Nichte zu sprechen anfing und lächelnd und arglos dabei versicherte, daß er einsehen lerne, welches Heilmittel für ihn das wirksamste werden könnte.

Der Doctor kniff die Augenwinkel zusammen und legte die Hände auf den Rücken, während er den Kopf höher in die Luft steckte, als wolle er herauswittern, von welcher Seite heute der Wind sich erheben würde. Er war dabei menschenfreundlich genug, das stereotype Lächeln seines Gesichts auch jetzt nicht verschwinden zu lassen, obgleich seine Gedanken, denen er bald Worte lieh, durchaus nicht die heitersten waren.

Der Doctor war ein eigenthümlicher Mensch, von dem Niemand recht zu sagen wußte, ob er gut oder böse sei. Wahrscheinlich war er weder das eine noch das andere, ganz also beides. Stets höflich und zuvorkommend, immer verbindlich, selbst da, wenn er von der Armuth erfahren mußte, daß sie ihn nicht bezahlen könne, gab es Niemanden, dem er sein Vertrauen schenkte und auch Niemandem, der es zu erreichen strebte. Man fühlte sich in seiner Nähe nicht heimisch, sein unstetes Auge, das nie das Siegel der Theilnahme enthüllte, harmonirte also auch nie mit seinen Worten, die stets von Humanität überflossen und denen er immer die gewählteste Ausdrucksweise lieh. In Geldsachen — so erzählte man sich — sollte er hart und strenge sein und man wagte sogar zu behaupten, daß er dem Wucher nicht fremd sei, wenigstens coursirten einige Geschichten, die ihm gerade keine Ehre machten, zu seiner gerichtlichen Verfolgung aber nicht ausreichten, da er zu gewandt und verschlagen war, um die geringste juridische Blöße in derlei Geschäften an den Tag zu legen. Auch suchte er diese Gerüchte, die ihm nicht fremd blieben, zu entkräftigen, indem er, wie bereits erwähnt, die Armuth, die blos seines ärztlichen Rathes bedurfte, zuvorkommend wie jeden Andern, behandelte, dabei indeß auch nicht unterließ, dafür zu

sorgen, daß seine edle Handlungsweise, die ihm nichts kostete, gehörig unter den Leuten bekannt wurde.

Nebenbei sprach man auch von seinem politischen Glaubensbekenntniß nicht das Beste. Vor dem Jahre 1848 hatte er grade nicht nöthig, einer besondern Partei zu huldigen, da er überdies damals nur zwei kannte, Arme und Reiche, als aber diese verhängnißvolle Zeit herankam, wurde er anderer Meinung, und in aller Stille ließ er seine kostbaren Meubles aus seiner Wohnung schaffen, stellte dafür nur das Nothdürftigste hin und lud das Proletariat fleißig zu sich ein, wobei er nicht unterließ, den armen Leuten begreiflich zu machen, daß das Besitzthum ein Vergehen, von dem er glücklicherweise befreit sei, wie die rohgearbeiteten Tische und Stühle in dem Hause, das ehemals sein war und das er rasch und heimlicher Weise gegen ein Gut vertauscht hatte, beweisen könnten. Später, als eine Reaction eintrat, blieb seine Thüre für die Gebetenen geschlossen und man sah ihn desto fleißiger die Zusammenkünfte des patriotischen Vereines besuchen, zu dessen Director er sogar später, wenn auch mit Opposition, gewählt wurde.

Trotz alledem war der Doctor ein sehr geachteter Mann, pünktlich in seinem Wirken, ein gesuchter Arzt.

An der Seite Geldern's auf- und abgehend, hörte

er diesem mit aller Aufmerksamkeit zu. Aus seiner Mittheilung entnahm er genug, um die unsichere Lage desselben zu errathen und die Veranlassung, einem möglichen Fall vorzubeugen, der ihm nicht angenehm sein konnte. Woher er es erfahren haben mochte, ließ er unentschieden, vielleicht sprach er auch nur eine Vermuthung aus, die in ihm durch eine Mittheilung seiner Nichte erweckt worden war, als er sich jetzt an Geldern mit der Frage wandte: „Sie sind Schauspieler?"

„Ich bin es gewesen," entgegnete Hugo etwas frappirt.

„Und werden Sie zu diesem Stande zurückkehren?" fragte der Doctor weiter.

„Achten Sie denselben nicht?" erwiderte Geldern ausweichend.

„Warum nicht? Ich achte jeden Stand und habe sogar zu diesem eine besondere Neigung, nur muß er mir nicht in solch deprimirender Weise entgegentreten, wie es von der Borndal'schen Gesellschaft geschieht. Jeder einzelne Schauspieler sollte sich bestreben, sich im bürgerlichen Leben durch ein musterhaftes Betragen auszuzeichnen; in keinem Stande fällt der Schatten des Einzelnen mehr auf das Allgemeine zurück, als gerade bei dem Ihrigen. Man hat zwar öfter die

Meinung ausgesprochen, daß man den Schauspieler von dem Menschen trennen soll, es ist aber die natürliche Folge, daß die Oeffentlichkeit, der sie einmal angehören, sich keine Grenzen vorschreiben lassen kann, und von der Bühne herab in das Privatzimmer des Schauspielers nur gar zu gern einen Blick werfen möchte. Daß sich diese Neugierde öfter noch weiter erstreckt, ist eben so natürlich, und ich weiß nicht, wie ein Paar Liebende, von denen die Eine dem Bürgerstande angehört, zusammen kommen wollen, wenn das Zimmer des Schauspielers immer verschlossen bleiben sollte." —

In dem Auge des Arztes lag ein leiser Spott, obgleich der Ton seiner Worte nicht das geringste davon verrieth; nichts destoweniger fühlte Geldern recht gut, wo er damit hinaus wolle, aber er hütete sich wohl, in die Falle zu gehen und begnügte sich mit der einfachen Erwiderung: „Wenn die Frauen öfter die Grenze der Neugier überschreiten, so fang' ich fast an zu bedauern, nicht Schauspieler geblieben zu sein."

Der Doctor wandte sich halb zu ihm und machte den Versuch, ihn zu firiren. Der sichere Blick indessen, der ihm begegnete, die freie ungezwungene Haltung Geldern's, vereitelte seine Absicht, obschon es ihn nicht ganz beruhigte. Er war zu viel Menschenkenner und selbst zu mißtrauisch, um überall Aufrichtigkeit zu

sehen, und die fast leichtfertigen Worte Geldern's paßten so wenig zu seinem sonstigen Character, der von dem Doctor längst beobachtet worden war. Er nannte ihn Hypochonder, Schwärmer, und seine Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß solche Menschen am gewissenhaftesten ein Geheimniß bewahren können, da sie, mehr der Innerlichkeit lebend, selten mit der Außenwelt verkehren. Wohl wußte er nun auch, daß sie sich dagegen öfter durch ihre Handlungsweise, durch einen Blick, durch eine augenfällige That, wozu sie der Drang des Herzens fortreißt, verrathen, aber Geldern besaß zu viel Bildung und zu viel Scheu des Gemüthes, um etwas zu thun, wofür er nicht auch die Verantwortung nach allen Seiten hin übernehmen könne. Das schloß demungeachtet nicht aus, daß er der überraschendsten That fähig wäre, in heftiger Erregung das Gewöhnliche überschritt, wofür die Welt im Allgemeinen keinen Sinn und nur zu häufig einen Vorwurf hat, aber er knüpfte an dieses Betragen stets das Bedeutungsvolle, für ein Geringes gab er sich nicht hin, er mußte opfern, um Opfer zu empfangen. Auch das, was der Doctor, eine große Coterie bezeichnend, Hypochonder nannte, war er nicht. Trübe Erfahrungen, Mißgunst des Schicksals hatten seine ursprüngliche Frische des Gemüths gedämpft, die Gluth seines Herzens unterdrückt,

und seinen lebensvollen Geist hart eingezwängt in die Gedanken, sich einer Sorge nach der andern zu entledigen. Er stand dadurch immer zwischen der Nothwendigkeit und der Nachgiebigkeit, dem eisernen Gebot der Existenz und der Unmöglichkeit den widerwärtigsten Anforderungen so zu begegnen, wie er einsah, daß es geschehen müsse, wozu ihm aber keine andere Hülfsquelle, als die eigene, zu Gebote stand. Dieses ewige Ankämpfen und Herausfordern schwächt aber doch wohl auch die stärkste geistige und körperliche Kraft.

Es lag in dem Character des Doctors ein Zug, der aus dem Mangel an Wohlwollen entsprang. Durch dieses erwächst für Jeden eine schöne Sicherheit, die sich in allen Fällen bewährt; wo sie fehlt, schwindet auch das Vertrauen zu sich selbst, die erste Erforderniß um das Vertrauen Anderer zu erwecken. Ueberall vermuthet er mehr, als wirklich stattfand, und auch hier Geldern gegenüber, wahrscheinlich durch einige freundliche Aeußerungen seiner Nichte über denselben in seinem Argwohn bestärkt, glaubte er auf den Grund der Sache dringen zu müssen.

Er holte nochmals aus und sagte: „Es hat einen besondern Reiz für Euch, Ihr Herren, in Sphären hinaufzusteigen, die aus Rücksichten der Schicklich-

keit und der Familienruhe von Euch gemieden werden sollten.“ —

„Hinaufzusteigen?“ erwiderte Geldern wärmer als gewöhnlich — „Ich weiß nicht, Herr Doctor, was Sie darunter verstehen. Ich glaube, kein Mann von Ehre, welchem Stande er auch angehören möge, hat nöthig hinaufzusteigen; er wird überall willkommen sein. Hat er zudem Geist, wird man ihm entgegenkommen.“

„Und das Verlangen darnach, auch deutlich in den Augen tragen“ — meinte der Doctor mit einem feinen Lächeln.

Geldern unterdrückte den Groll, der ihn beschleichen wollte, und entgegnete: „Es ist das natürliche Verlangen jedes Gebildeten, nach dem Bessern zu streben, das Höchste zu erreichen. Das Höchste, was Geist und Herz erschaffen, ohne deshalb dem Ehrgeiz zu huldigen, ihm den größten Theil unserer Seele zu überlassen. Hat nun ein mißgünstiges Schicksal Jemand in eine Hütte geworfen, ist er geboren worden in einer Athmosphäre, in welcher der Schmuz der Armuth und niedere Denkungsweise sich breit machen, und hat dennoch die Natur ihn mit einem ungewöhnlichen Geiste begabt — wer wird es, ist dieser Geist erwacht, einem Manne verdenken können, daß er hin-

ausstrebt aus dem Kreise, der ihn anwittern muß, für den er sich zu gut hält? Nur die Gewöhnlichkeit kann ein solches Streben unterdrücken wollen, nur der Egoismus, der gleich in einer seidenen Wiege gebettet wurde, wird das als einen verwegenen Eingriff in seine Prärogative betrachten." —

Der Doctor wurde unwillkürlich an seine Jugend erinnert, an eine ähnliche Zeit, die lange genug gewährt hatte, ehe ihm die Gunst des Schicksals zu einer ehrenvollen Stellung verhalf, aber er hatte kein warmes Gedächtniß mehr dafür, er suchte, wie fast jeder Emporkömmling, den nicht die Würde der Seele adelt, diese Zeit zu vergessen und vermied es überhaupt von seiner Geburt zu sprechen. Es schmeichelte ihm aber, hier indirect ein Lob einzuerndten, zu dem sich noch der Reiz der Ueberwiegenheit Geldern gegenüber gesellte, und mit erheuchelter Theilnahme fragte er: „Ihre Eltern gehörten also zu der sogenannten arbeitenden Klasse?"

Geldern merkte die versteckte Demüthigung, die in diesen Worten liegen sollte, er verachtete aber zu sehr jede Kleinlichkeit und Bosheit, um darauf ein Gewicht zu legen, und er antwortete sehr ruhig: „Nein, mein Vater war Offizier, meine Mutter die Tochter eines hochgestellten Beamten." —

Etwas verblüfft, aber durch die Zähigkeit seines Naturells bestimmt, die durchaus keinen Unterschied in der Armuth zulassen wollte, entgegnete der Doctor, froh einen Ausweg zu finden, indem er nach einer Stelle hinwies: „Sehen Sie nur! Einer Ihrer Collegen! Es ist noch früh am Tage, aber dennoch glaubte er dem Bachus schon sein Opfer bringen zu müssen." —

Geldern, wenig geneigt, ferner eine Zielscheibe für die Anspielungen des Doctors zu sein, blickte hin und lachte laut auf. Wappner kam den Gang herauf, den sie eben durchwandelten, in einem Zustande, der allerdings am frühen Morgen befremden konnte. Das selig lächelnde Gesicht glühte wie eine Purpurrose, die sich im vollen Strahl der Sonne badet, die Hände griffen weit aus in die Luft und bewegten sich wie zwei Telegraphenstangen, die der Sturm schüttelt und, trotz des runden Körpers, der wie ein vorspringender Felsenball vorausstarrte, bewegten sich die Füße im Tänzerschritt und schaukelten in gefährlichster Weise die schwere Masse, die durch eine übermäßige Ladung Weines wahrscheinlich, aus ihrer normalen Richtung allaugenblicklich geworfen wurde. Die Kleidung konnte überdies schicklicher sein; auch der frühe Morgen verlangt einige Sorgfalt, berücksichtigt man vollends die Julisonne, die strahlend herabschien und alles glänzend

beleuchtete. Indeß, die allzugroße Freiheit Wappners war keine gefährliche, und um so eher zu entschuldigen, als sie eine unwillkührliche genannt werden mußte. Was that's, daß ihm die Mütze fehlte, die dort abseits in einem Graben lag, der unsauber genug aussah?.. Was ferner, daß ihm an seiner sammetnen Piquesche ein Aermel fehlte, der wahrscheinlich beim Trinken einer Brüderschaft verloren ging, und daß sich eilig etwas von ehemals reiner Wäsche an seiner Stelle bemerkbar machte und den rothen dicken Arm zu bedecken strebte?... Was endlich, daß die citrongelbe Weste Spuren von Rothwein blicken ließ, und das bunte Tuch den Hals nicht mehr umschlingen wollte? Dadurch büßte Wappner nichts von seiner offenbaren Seligkeit ein, von der er so viel besaß, daß er auch Andere damit beglückt glaubte, denn vorbeistrebend, nach einer Wendung dahin, rief er Geldern zu: „Freundchen, steht doch still! Ihr dreht Euch ja, als wäre dies ein Tanzplatz, und der lange Doctor da, die Frau Geliebte!“ — Taumelnd und ein Lied anstimmend, ging er weiter. —

„Das ist noch von gestern!“ bemerkte Geldern, das saure Gesicht des Doctors ignorirend.

In diesem Augenblicke kam Baron Werthoff lachend auf Beide zu, grüßte und sprach, dahin deutend,

wo Wappner eben hinter einer Baumgruppe verschwand: „Wenn der Kerl, der dorthin wirbelt, nur den zehnten Theil von seiner Virtuosität im Trinken auf seine Kunst übertragen könnte, ich würde ihn meinen Freund nennen. Gestern wurde Laube's „Prinz Friedrich" wiederholt, Wappner spielte den König, und so gut, daß ich aus dem Lachen nicht herauskam."

„Eine ernste Rolle?" meinte der Doctor, vergeblich bemüht, seine Mißstimmung ganz zu verbergen.

„Eben deshalb, fuhr der Baron fort — hätte er nur mittelmäßig gespielt, ich hätte ihn durchprügeln lassen, so aber spielte er so schlecht, daß mir einmal klar wurde, was alles in der Menschenmöglichkeit liegt, und was echtes Verständniß einer Dichtung zu sagen hat. Himmel, war das ein König! Jedes Wort roch nach Pulver und Blei, jeder Schritt vernichtete eine Handvoll Unterthanen. Eine Stunde länger, und die preußische Nation wäre Ein Leichenhaufen gewesen. Was wollen Sie aber? Ich applaudirte, die Andern folgten und beinah hätt' ich das Unglück erlebt, daß man das Stück da Capo verlangte. Das Publikum ging entzückt nach Hause. —

Geldern brach in ein lautes Gelächter aus, während der Doctor mit ärztlicher Besorgniß den Baron betrachtete, der ihm weiter nicht bekannt war und lu-

stig fortfuhr: „Ich nahm nach beendigter Vorstellung den abgefundenen König in ein Weinhaus und ließ mir das Stück und seine Auffassung der Rolle erklären. Ich bekam Dinge zu hören, die mich so beschäftigen, daß ich bis diesen Augenblick vergaß, nach Hause zu gehen. Das ist aber nicht alles. Ich bin durch den Reiz der Darstellung verführt worden."

Geldern horchte auf und sah den Baron mit Erwartung an. „Ja, ja, verführt! meinte dieser: Es gesellte sich der Director Borndal zu uns. Auch ein weiser Mann, der maltraitiren mit amüsiren verwechselt, aber ein alter Bekannter, ein Jugendfreund von mir. Das sind von jeher starke Bande für mich gewesen. Der Mann hat viel Unglück gehabt, ohne zu bedenken, daß er viel Unglück anrichtet, und producirte einen ganzen Schweif von Larmoyance, der über fünfzehn Städte ging, wo er seinen Namen mit Credit angelegt hat. Ein weiser Mann, wahrhaftig, Geldern, ein weiser Mann! Er hat mich gerührt und verführt — ich bin sein Mitdirector geworden und heiße nun Meyer." —

Geldern wich einen Schritt zurück und blieb stehen. Er wußte nicht, sollte er lachen, oder die Sache für Wahrheit nehmen. Sie verhielt sich aber wirklich so, wie ihm der Baron jetzt ernsthafter versicherte, nach

dem sich der Doctor eilig und einen gefährlichen Patienten vorschützend, entfernt hatte. Von jeher ein Sonderling, der ganz seinen Launen lebte, ein Freund des Theaters, interessirt für alles, was die Bühne betraf, reizte ihm der Gedanke, einmal einen Theaterdirector zu spielen. Als ihm der Director Borndal, der von seinem Gewinne in der Lotterie vernommen haben mußte, anfänglich den Vorschlag einer Compagnieschaft machte, setzte er ein Glas Wein erstaunt nieder und betrachtete Borndal, als käme er aus einer andern Welt. Nie hatte er noch an die Möglichkeit eines solchen Schrittes gedacht, Borndal war aber der Mann ihm denselben von der glänzendsten Seite zu zeigen, die er endlich auch vollständig begriff, als er alles zusammen bedachte: die glückliche Lage des Directors, der sich von Schulden kaum retten konnte, die gute Gesellschaft, die er, ein fleißiger Theaterbesucher, vollkommen zu würdigen verstand, die Aussicht, die sich ihm so unerwartet auf eine gesicherte Existenz eröffnete.

Ernster gesprochen, seine angeborne Gutmüthigkeit, die auch hier einen Jugendfreund unterstützen wollte, hauptsächlich aber der abenteuerliche Zug in seinem Character, der gern mit dem Leben umsprang, die Rücksichtslosigkeit, mit der er seinen Neigungen folgte, der Reiz der Neuheit, veranlaßten den Baron ohne lange

Ueberlegung, in den Vorschlag einzuwilligen. Mit versteckter wohlwollender Ironie warf er Borndal einen werthvollen Kassenschein zu, verbat sich jedes schriftliche Document, schüttelte ihm dafür die Hand und nannte sich seinen Compagnon.

„Aber," fügte er lachend hinzu: „vorläufig auf drei Monate, und unter einigen Bedingungen. Die Damenrollen besetze ich, Wappner spielt alle Könige. Das muß sein."

Es wurde ihm bereitwillig zugestanden und von Armin Wappner mit einem dankbaren Blicke belohnt.

„Ferner müssen die Gagen der Schauspieler pünktlich bezahlt werden. Das ist die erste Sache eines Theaterdirectors. Fällt sie aus, so leiden gleich zu Viele darunter, und die Schauspieler verlieren immer mehr von ihrem Gedächtniß, das sie ihrem Wirth, der Wäscherin u. s. w. schuldig sind. Außerdem wünschte ich meinen Ahnen im Grabe den Beweis zu liefern, daß ich ihr Bedenken im Sinne eines ritterlichen Geistes zu ehren verstehe. Jede öffentliche Bekanntmachung meines Namens in theatralischen Angelegenheiten fällt weg. Ich heiße als Director, Meyer, meinetwegen auch von Meyer. Sollten dann auch meine Ahnen von der Reformation ihres Enkels etwas erfahren, ihren Zorn an mir auslassen wollen, sie wer-

den Mühe haben, mich unter den Müller-Meyer's herauszufinden."

Der Baron erzählte die Verhandlung mit Borndal in kurzen Worten und bemerkte dann: „Im Uebrigen, was hatten Sie denn mit Wappner? Der Mensch schwatzte allerlei Zeug, als ihm der Verstand im Glase ertrunken, und ließ etwas von „sich in Acht nehmen" und dergleichen fallen. So viel ich aus seinem Wortgewirre verstehen konnte, sind Sie von jener Alten, die sich so angelegentlich erkundigte, beobachtet. Was Henker, will sie denn von Ihnen? Sie wird sich doch nicht einbilden, Sie sollen ihr den Hof machen. Sie mag bedenken: ein altes Weib läßt sich nicht idealisiren." —

„Was wird sie wollen?" meinte Geldern — „ihre Neugierde befriedigen. Alte Frauenzimmer stiften Heirathen, spioniren, oder beten."

„Nein, nein!" versicherte Werthoff — „hier liegt mehr. Das wird die Zukunft herausstellen. Sie waren kaum angekommen, so erregten Sie ihre Aufmerksamkeit. Eine Liebesintrigue mit einer Alten kann nur die täuschende Nacht herbeiführen, oder die Verzweiflung, beides steht von Ihnen nicht zu erwarten — hier ist mehr, glauben Sie mir. In dem Auge dieser Alten liegt etwas von Gallsucht und Verschlagenheit,

ohne daß ich indessen bestreiten will, daß das Begehren darin ausgeschlossen ist.“ —

Geldern legte wenig Gewicht auf die letzte Mittheilung des Barons, war überhaupt weit mehr mit dem Bilde des Fräuleins von Wardenegg beschäftigt, das sich immer fester in sein Herz nistete. Er sollte nun auch ihre Schwester, die Geheimräthin von Lohmar, kennen lernen. Sie kam von einer Reise zurück, die sie auf vierzehn Tage nach Berlin, ihre Heimath, gemacht hatte, und er sah sie am andern Morgen in Gesellschaft ihrer Schwester, der sie auffallend wenig glich. Ihre Gestalt war höher, das geistvolle lebensfrische Gesicht von einem Oval, daß sich dem Antiken nähert, das Auge tiefschwarz, die Haltung gebietend, stolz und vornehm.

Geldern fühlte sich sogleich zu ihr hingezogen. Er liebte solche Frauen, deren äußere Erscheinung sie erhob, und die durch ein sicheres Benehmen andeuten, daß sie die Schwankungen und kleinlichen Verhältnisse des Lebens verachteten, durch die sich die Meisten erschüttern lassen. Er liebte sie, als geistig anregende Unterhaltung, wenn auch sein Herz ihr entfremdeter blieb, als der Anmuth und reizvollen Weiblichkeit, wie sie die Schwester besaß, und die geheimnißvoll eine dauernde und anziehende Kraft in sich tragen, meistens

dauernder, als die offene Kundgebung geistiger Ueberlegenheit, wenn diese nicht auch zugleich durch Gemüth und Adel des Herzens unterstützt wird.

Die Schwestern beschäftigten ihn immer lebhafter, und nichts wünschte er so sehnlich, als eine Gelegenheit, die ihm vergönnen würde, mit ihnen in nähere Berührung zu kommen. Seit langer Zeit hatte er jeden Frauenumgang gemieden, obwohl er ihn ungern entbehrte und sich oft in einsamen Stunden zugestand, daß ihn nichts für diese Entbehrung entschädigen könne, nicht die Gesellschaft lärmender Freunde, die er auch sonst wenig liebte, nicht die Zerstreuungen der modernen Civilisation, die sich vergnügungssüchtig aus dem Theater ins Concert, aus dem Concert zum Balle begibt und diesen Wechsel als eine nothwendige Bestimmung des Daseins betrachtet; und selbst der Genuß, den er im Umgange mit geistig hochgestellten Männern fand, füllte ihn nicht aus, da er nur selten dazu kam, und überdieß recht gut erkannte, welchen Einfluß das gebildete Weib auf den Mann haben könne. Sein Wunsch wurde förmlich zur Begierde, als er auch wahrzunehmen glaubte, daß er den Schwestern nicht ganz gleichgültig sei, wenigstens meinte er dies zu bemerken als die Geheimräthin, der er doch ganz unbekannt war, öfter einen Blick auf ihn heftete und dann leise Worte

mit der Schwester wechselte, die dann zu ihm herübersah, um sich erröthend abzuwenden, als sie seinem Auge begegnete.

Sein Herz pochte stärker, ohne daß er mit sich im Klaren war und einer größern Hoffnung Raum gegeben hätte, als die er bereits hegte, denn sein Gemüth war schon zu einem Puncte der Resignation gelangt, die jede schöne Erfüllung als eine Unwahrscheinlichkeit ausschloß. Er hatte seiner ersten Liebe zu viel geschenkt, als daß er glauben mochte, der wunderbar entschwundene Traum könne noch einmal wiederkehren mit all' seinem Zauber, seinen Wonneschauern, die ihn noch jetzt bei dem Gedanken daran überrieselten, ohngeachtet, daß das Erwachen um so bitterer, schmerzlicher war. Auch jetzt zweifelte er daran und gab die Hoffnung auf, gerade da ihm der Zufall entgegenkam und ihn einem Ziele näher brachte, das außer seiner Berechnung lag.

Der Musikdirector der Kapelle, die an bestimmten Tagen vor dem Courhause spielte, und dessen Bekanntschaft er flüchtig gemacht hatte, kam auf ihm zu und trug ihm eine Bitte vor. Es lag in seiner Absicht, ein Concert zu veranstalten, zu welchem er die Unterstützung Geldern's wünschte, von dem er vernommen hatte, daß er Schauspieler gewesen sei. Es han-

delte sich um einige Gedichte, die Geldern vortragen sollte. Dieser zögerte mit der Zusage, er scheute die Oeffentlichkeit, der er bereits entsagt, und erst auf wiederholtes Andringen des Musikdirectors und nachdem in ihm die Begierde erwachte, den Frauen, wenn auch nur aus der Entfernung, ein deutliches Zeichen seiner warmen Empfindung zu geben, entschloß er sich zur Mitwirkung.

Der Musikdirector dankte ihm verbindlich und verhehlte ihm nicht, daß die allgemeine Aufmerksamkeit bereits auf ihn gelenkt und der eben ausgesprochene Wunsch mehrseitig angeregt worden sei. Geldern war weit entfernt, dieser Bemerkung eine Bedeutung beizulegen und eine Spur zu suchen, die ihm ganz unwahrscheinlich vorgekommen wäre, wenn er sie auch aufgefunden hätte. Er war mit der Auswahl der vorzutragenden Gedichte lange uneins, bis er sich zu drei kleinen bestimmte, die er mit der Bezeichnung „Erotische Lieder" auf das Programm setzen ließ. —

Der Tag des Concerts brach an. Es wurde Abend, der Saal im Hotel Metz überfüllt. Die ganze Badewelt, zumeist aus Damen bestehend, drängte sich in glänzenden Toiletten in den hell erleuchteten Räumen. Einige Piecen gingen voran, ehe Geldern an die Reihe kam, und er benutzte die Zeit, um den Saal

zu durchforschen. Das Gedränge war aber zu groß, und er konnte, noch an der Ausgangsthür verharrend, die nicht entdecken, für die er allein den Vortrag halten wollte, dagegen bemerkte er auf der erster Bank zu seinem nicht geringen Verdrusse, die alte Dame, die ihm schon mehrfach ihre Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Auch Baron Werthoff, der mit seinem Compagnon, dem Theaterdirector Borndal, an der Thüre lehnte, bemerkte und deutete auf die Dame und steigerte durch einige witzelnde Bemerkungen seinen Verdruß.

„Wenn Sie gut declamiren, meinte er — und der alten Schachtel gefallen, die dort vorn sitzt und ihre Hüften wie ein Paar Fledermausflügel ausbreitet zum Aerger der Nachbarn, so will ich Sie, Geldern, bei meiner Direction engagiren. Versteht sich, als Schauspieler, nicht als Dramaturg, denn ich kann nur Leute brauchen, die mir Brod verdienen, und nicht auf klassische Weise stehlen."

Die letzte Anspielung betraf Geldern, der einst in seiner Stellung als Dramaturg sich der klassischen Stücke auf's wärmste angenommen hatte, ohne vom Publikum unterstützt zu werden und ohne Vortheil für die Theaterkasse.

Er hatte keine Zeit, etwas zu erwidern, denn eben traf ihn die Reihe des Vortrags. So wie er erschien,

trat unter den Zuhörern eine Stille ein, die vorher nicht geherrscht hatte und die sein Herz mit einiger Aengstlichkeit erfüllte, ihm aber auch schmeichelte und zur Genugthuung wurde, denn er konnte die Aufmerksamkeit als ein Zeichen der Achtung und des Wohlwollens betrachten. Er schweifte, ehe er begann, mit dem Auge über die zahlreiche Versammlung und jetzt verklärte sich sein ernstes Gesicht, denn dort in der vierten Stuhlreihe saß Fräulein von Wardenegg, neben der Schwester. Ihre Blicke begegneten sich, sie erröthete und senkte das Auge, während er zufrieden lächelnd das Blatt in der Hand erhob und feurig las:

Gewittersturm.

Schwarze Wolken zogen einher,
Der Sturm ist los. Hei, wie blasen die Winde!
Es tobt und braust gewitterschwer,
Und Schlag und Blitz sich folgen geschwinde.

Ein Knattern und Knistern geht durch den Wald,
Als ob der Schreck ihn zusammenpreßte;
Weithin es schaurig, beängstigend schallt —
Hei, wie schwanken, krachen und stürzen die Aeste!

Regen und Wind peitscht mein Gesicht,
Von der Schulter ist mir der Mantel gefallen,
Der Donner rollt, es hagelt dicht,
Mich aber kümmert nichts von dem allen.

Ich komme von ihr, sie liebt mich nicht!
Es geht an meines Daseins Reste!
Ich weiß nur das, mein Herz es bricht —
O erschlüg' mich einer der starken Aeste! —

Wie ruhig wird's. Der Donner verhallt,
Der Sturm läßt nach, wird weiter müssen.
Ich schreite noch immer lautdenkend im Wald:
O läg' ich todt zu ihren Füßen! —

Er machte nun eine kurze Pause und fuhr fort:

Verrathenes Geheimniß.

Niemand soll's wissen,
Daß Du mich liebst! —
Böse recht war ich,
Als Du mir's schriebst.

Grollend im Walde
Sprach ich es aus;
Echo trug's weiter
Durch Feld und durch Haus.

Die Vöglein die haschten 's
Und sangen es laut,
Die Blümlein erglühend
Besprechen's vertraut.

Gehst Du nun wandelnd
Durch Feld und durch Hain,

Darf Dich's nicht wundern,
Fühlest Du Pein:

Schweigt Dir das Echo,
Grollt Dir der Bach,
Zwitschern die Vögel
Höhnend Dir nach:

Nicken die Blumen
Hold Dir nicht zu,
Läßt Dir das Wehen
Des Windes nicht Ruh':

Plagen Dich Mücken,
Sticht Dich ein Dorn:
Siehe, Friesliebchen,
Es ist mein Zorn. —

Die Lieblichkeit und Zartheit des anspruchslosen Gedichtes sprach allgemein an und ein lautes Murmeln des Beifalls durchlief die Versammlung. Geldern wurde aber wenig davon berührt, und nur noch einmal suchte sein Blick die Einzige, von der er wünschte, daß sie ihn verstehen möchte, bevor er schloß mit:

Madonna.

Das Haupt gesenkt in Demuth,
Das Antlitz sanft und mild,
Du stehst in stiller Wehmuth,
Ein Muttergottesbild.

In Deinen Wimpern blinken
Zwei Perlen, klar wie Thau —
Mir will die Welt versinken
In trübes Nebelgrau.

Als wenn auch Dich auffände
Der Kummer früh und spät,
Die lilienweißen Hände
Du faltest zum Gebet.

Denkst Du an alte Zeiten?
An einen Liebestraum? . .
Er schweift in dunklen Weiten,
Er weiß von Dir noch kaum.

O übersieh' nicht herbe,
Der Dir so wenig gilt,
Und bete: daß ich sterbe,
Du frommes Gnadenbild! —

Unter einem Beifallssturm, mit einer Verbeugung und nachdem er zuvor den köstlichsten Dank aus ihren Augen gesogen, entfernte er sich aus dem Saal. Er war selbst in eine angewohnte Aufregung gerathen, alte Erinnerungen hatten während des Vortrags seine Seele eingenommen und ihr Bild ihm wieder vor Augen geführt, die ihm so unendliches Weh bereitet hatte, Er sah ihre schöne Gestalt und sie drängte sich zwischen ihn und sie, die ihm anfing werth und theuer zu

werden. Er war traurig, unendlich traurig geworden, er hätte weinen können und drängte nur mit Gewalt die Thränen zurück. Er schämte sich seines Gefühles und suchte Erholung unter dem dunkeln Schatten der Allee, in die er jetzt hinaustrat.

Es war still da draußen unter den Bäumen, die säuselnd ihre Blätter erhoben, als wollten sie den Tönen des Violoncells lauschen, die herüberklangen aus den hell erleuchteten Räumen, wo so Viele saßen, ohne daß er von Einem sagen konnte, er gehört mir an, er versteht mich bis in die innerste Faser, ich darf ihm alles entdecken, alles, ohne die Furcht erröthen zu müssen, ohne mißverstanden zu werden. Du armes Herz! Du hast so viel gelitten, so unendlich viel erfahren, aber du darfst es nicht heraussagen, willst du nicht, daß sie dich belächeln und achselzuckend sich von dir wenden. Und auch sie, die so still und gedankenvoll dasaß, wird sie wohl einen Begriff haben, von dem Wehe, das diese Gedichte erzeugte und das, wollt' ich es offenbaren, erbarmungslos bekrittelt würde? — Glaubt diese Welt denn überhaupt noch an die Möglichkeit, daß es ein Gemüth geben könne, das arm und verlassen dasteht inmitten einer großen prächtigen Schöpfung, die so Großes, Herrliches für das Auge bietet? inmitten einer Welt, deren Herzschlag im Gelde beruht

und die im Erwerben nicht Zeit gewinnen kann, sich um einen Armseligen zu bekümmern, den das Verständniß des Erwerbens abgeht und der es nie lernen kann? Verurtheilt ihn wenigstens nicht, seht nicht in seinem finstern ernsten Gesichte nur das Siegel der Verdrossenheit, des Unmuths über vereitelte Pläne, Wünsche, Hoffnungen. Es ist mehr, weit mehr, was diese Falten so vorzeitig in dieses bleiche Antlitz zeichnete, es ist die Klage um eine verlorene Tugend, um das verlorne treulose und doch noch geliebte Wesen, das aus diesen einfachen Liedern herausklingt, die Euch vielleicht nicht gefallen, Euch vielleicht ein Lächeln des Mitleids abnöthigen. O dieses Mitleid! es ist schlimmer als das laute Gelächter des Unverstandes, der Hohn des Gebildeten, der vielleicht die Form schlecht findet und das Wesen der Gedichte nicht begreift. Es ist kein kleiner Schmerz, der sie schuf, jede Zeile ist ein großes gewaltiges Weh, es ist ein Kampf, ein Angstschrei aus der Welt des Herzens, die von dem Herzen der Welt vernichtet werden will...

Geldern mochte lange auf einer Gartenbank gesessen haben, als ihn herannahende Schritte und das Rauschen eines seidenen Kleides aus seinen Gedanken aufschreckte. Er fuhr empor und starrte hinaus in die Dunkelheit, die keinen Gegenstand deutlich erkennen

ließ, aber es war ihm doch, als müßte er sie sehen in ihrer Anmuth und Milde, als müßte sie aus dem Saale und zu ihm eilen, ihn umfassen, mit ihrer Hand seine heiße Stirn kühlen und ihm zuflüstern: „Ich habe Dich verstanden!" —

Das Rauschen des Gewandes kam näher, er konnte eine weibliche Gestalt erkennen — ein Lichtstreif aus dem hell erleuchteten Fenster fiel auf den Weg und er stellte sich so, daß er auch ihn streifte und auf seinem Gesichte schimmerte; wollte er doch erkannt sein. Eine Hand faßte die seinige, aber sie war kalt und abgemagert, eine Stimme nannte seinen Namen, aber sie klang nicht, wie die ihrige, die er oft aus der Entfernung gehört hatte, wenn sie den beiden wilden Knaben Andeutungen gab. Er trat einen Schritt zurück, und sagte enttäuscht: „Sind wir bekannt, warum denn so geräuschlos und geheimnißvoll? Ich kenne die Stimme nicht!" —

Er erhielt zur Antwort: „Jede Zeit muß dem Dichter willkommen sein, in der er eine Anerkennung seines Talentes findet. Nur Ihretwegen besuchte ich ein Concert, das sonst zu der gewöhnlichsten Art gehört, und mit Ihrer Entfernung entschwand das einzige Interesse. Ich folgte Ihnen, als Sie den Saal

verließen, und suche Sie nun auf, um Ihnen zu sagen, wie werth mir Ihre Lieder geworden sind."

„Und —?" — Geldern hatte durch eine Wendung ihres Gesichtes gegen das Hotel, die alte Dame erkannt, die auf der ersten Bank einen Platz eingenommen und ihn schon mehrfach beobachtet hatte. Eine sarkastische Laune wandelte ihn an und er dehnte das einzige Wort, das er erwiderte, während ein vieldeutiges Lächeln seine Lippen umzuckte.

Die Dame schien nicht sehr erfreut über die Kälte seines Wesens, antwortete aber in der frühern verbindlichen Weise: „Durch den Schritt, der mich hierher führte, habe nur ich allein zu fürchten, wie ich meinen sollte — ein Mann ist immer vor Verdächtigungen geschützt, die eine Dame leicht compromittiren."

Geldern lachte laut auf über die beispiellose Eitelkeit, die aus den Worten hervorging, und die für ihn fast beleidigend war, und entgegnete mit einer Verbeugung: „Darum wird es besser sein, Sie verlassen mich, Madame. Frauenruf steht mir zu hoch, als daß ich verwegen genug sein könnte, damit zu spielen. Was veranlaßt Sie überhaupt, mich bis hierher zu verfolgen, zu einer Zeit, die wenig geeignet ist, eine erste Begegnung enger zu knüpfen; warum, wenn Sie darauf bestehen, mich mit einem Complimente zu beglü-

cken, erwarten Sie nicht den Tag, der weniger gefährlich ist für die Verleumdung, als die Dunkelheit der Nacht?" —

Die Dame schien eine solche Antwort nicht erwartet zu haben, und betroffen schwieg sie einen Augenblick, nachdenkend über das, was ihr von dem Schauspieler Wappner mitgetheilt worden war, und das so sehr abwich von dem, was sie so eben erfuhr. Sie hätte indeß ohne Zweifel die Unterhaltung noch länger fortzuspinnen gesucht, wenn nicht eben der Doctor Thalheim, aus dem Saale tretend, eilig auf Beide zugekommen wäre. Sie erkennend, blieb er überrascht stehen, während die Dame erschreckt aufsah, und mit dem Ausruf: „Lucinde!" hinter einer Baumgruppe verschwand. —

„Ei, ei, lächelte der Doctor — ein nächtliches tête-à-tête? Wie glücklich doch die Dichter sind!" —

Bevor Geldern etwas erwidern konnte, hatte er sich, schnell zu einer Kranken gerufen, entfernt.

Geldern verweilte noch einen Augenblick auf dem Platze, während dem er überlegte, ob er das Ende des Concertes abwarten und so vielleicht noch an Fräulein von Wardenegg vorüberstreifen könne, aber mißgestimmt durch die fatale Begegnung, durch den Namen Lucinde lebhaft aufgeregt, ging er langsam nach Hause, wo er

noch lange am Fenster verweilend, dem Monde nachblickte, der sich am Horizonte erhob und seine zitternden Strahlen herüber warf. —

Wunderliche phantastische Träume weckten ihn am andern Morgen früher noch als sonst, er verzögerte aber seine Toilette, und ziemlich spät frühstückte er nach dem Bade wie gewöhnlich vor dem Hotel Metz. Ein Dienstmädchen kam auf ihn zu und redete ihn mit den Worten an: „Ach, Herr Geldern, eine schöne Empfehlung von Fräulein Therese, und sie läßt Sie bitten, ihr doch die Gedichte zu geben, sie will sie sich abschreiben. Sie war gestern im Concert, und sie haben ihr außerordentlich gefallen.“ —

Also Therese hieß sie! So hatte er endlich erfahren, was seine Zartheit und die Furcht durch eine Frage einen Verdacht zu erregen, ihn stets abgehalten hatte, zu erforschen. Ueber die Naivetät des Mädchens lächelnd und mit einem leisen Gefühl der Seligkeit, versprach er bereitwillig den Wunsch zu erfüllen und eilte sogleich nach Hause, wo er sich hinsetzte und die Gedichte abschrieb.

Er fügte am Schlusse, auf einem besondern Blatte, die schnell entworfenen Zeilen hinzu:

Dein Antlitz lächelt leise;
Es ist ein selig stilles Lächeln,

Wie auf der Frühlingsreise
Die Lüfte Lilienblätter fächeln.

O halte fest das Lächeln!
Mir ist, als walle durch die Räume
Ein Engel, wegzufächeln
Für immer all' die bösen Träume! —

Es waren diese Zeilen der Ausdruck der Empfindung, die er gestern gehabt hatte und die heute zu einem stärkeren Grade anwuchs, die aber wiederzugeben er sich scheute. Er wünschte nun nichts sehnlicher, als eine Gelegenheit, die Gedichte Therese selbst überreichen zu können, und eilte nach dem Hotel zurück, in der Hoffnung, ihr zu begegnen. Sie täuschten ihn auch nicht, denn bald sah er Therese aus dem Hause heraustreten und — allein. Sein Gefühl sagte ihm, daß dies nicht ohne Absicht geschehe und schnell entschlossen trat er auf sie hinzu, die ihn erröthend und verlegen empfing.

Er pries in gewählten Worten, das Glück, das ihm der Augenblick schenkte und überreichte ihr das Papier. Sie nahm es mit einem leisen Zittern und schien den rechten Ausdruck für ihren Dank nicht finden zu können, denn nur einzelne abgebrochene Worte brachte sie hervor, bis sie sich endlich sammelte und

durch den Takt, womit Geldern auf ein anderes Gespräch überging, mehr Sicherheit gewann.

Die Schwester kam hinzu und näherte sich Geldern auf eine Weise, die ihn sogleich die Dame der Welt erkennen ließ. Das Gespräch wurde ungezwungen und lebhaft, er hielt es aber für schicklich, es früher abzubrechen, als in seinen Intentionen lag, und bat nur noch um Erlaubniß, sich den Damen öfter nähern zu dürfen, was ihm von der Räthin bereitwillig und gern zugestanden wurde. —

Seit dieser Zeit fand er sehr oft eine Veranlassung mit den Damen zusammenzutreffen, denen er immer willkommener wurde. Seine geistreiche anregende Unterhaltung, seine vielen Reisen, die ihm Stoff genug dazu boten, sein achtungsvolles Benehmen befestigten ihn täglich mehr in einer Gunst, die er erstrebte und die eine erheiternde und beglückende Wirkung auf sein verdüstertes Gemüth ausübten.

Zwar hütete er sich wohl, die hereinbrechende Liebe zu Therese, die er sich selbst nun nicht länger ableugnen konnte, zu verrathen, aber welcher Mensch vermag es für die Dauer? Und zudem, las er nicht das gleiche Gefühl in ihrem Blicke, der ihn begleitete, wenn er sich entfernte, der ihm entgegenflog, wenn er sich ihr näherte?...

So leise ihre Liebe kam, so rasch und deutlich entwickelte sie sich, nachdem das starke Band der mündlichen Mittheilung ihnen ein wohlwollendes Schicksal gewährte. In wenigen Tagen und er hatte das süße Geständniß der Gegenliebe von ihren Lippen gesogen. Er war glücklich, selig, und glaubte es für immer zu sein. — War er es wirklich? Hatte er alles vergessen, was die Vergangenheit mit einem Schleier bedeckte? Zuweilen war es doch, als könne sich die Erinnerung nicht gar so leicht zurückdrängen lassen in einen Hintergrund, aus dem es kein Wiederkehren gab. Zuweilen, namentlich des Nachts, da hörte der Baron, der nebenan das Zimmer hatte, zu oft einen Namen, den er jetzt kaum mehr nennen durfte, da ihn eine andere beschäftigte, und wenn er des Morgens Geldern darüber befragte, da seufzte dieser tief auf und gab entweder gar keine, oder nur eine ausweichende Antwort. Freilich gab er sich Mühe, den Namen Lucinde zu vergessen und er verglich deshalb oft die beiden Frauen, die so viel Einfluß auf sein Leben ausübten.

Die Resultate dieser Vergleichungen fielen wohl auch zum Nachtheil Lucindens aus, denn sie besaß seiner Meinung nach, kein Herz, sie spielte mit der Liebe, die sie launenhaft und mit graziösem Lächeln oft auf den Gipfel des Gewährens getrieben, um sogleich einen

tiefen Fall vorzubereiten, aber sie wollte dennoch nicht aus seiner Seele weichen und kehrte immer wieder dahin zurück, wenn er sie, von Therese kommend, sicher vergessen glaubte.

Er verheimlichte seinen Zustand auch nicht dem Baron, der ihn denn eines Tages fragte: „Wie sind Sie von Lucinde geschieden? War der Bruch vollständig?"

„Von meiner Seite, ja," erwiderte Geldern — „Sie schrieb mir noch einige Briefe, aber ich beantwortete keinen. Es wäre mir nicht möglich gewesen, nachdem was zwischen uns vorgefallen, ihr auch nur noch eine Zeile zu senden, und selbst als ich durch Berlin kam, vermied ich es, ihr von meiner Anwesenheit Kenntniß zu geben, ich verbarg mich sorgfältig, da ich vermuthen mußte, daß sie mich aufsuchen würde, sobald sie meine Ankunft erfuhr."

„Aber," fragte der Baron weiter — „was ist denn eigentlich vorgefallen? Niemand konnte sich Ihre so plötzliche Entfernung von Breslau enträthseln, die unter den auffallendsten Umständen stattfand, Niemand Lucinde begreifen, die so fest an Sie gekettet schien, und die dennoch in den alten Verhältnissen blieb, mit keinem Wort und keiner Miene verrieth, daß sie mit Ihrer Abreise einen Verlust erlitt, den man doch vor-

aussetzen konnte? Sie sind mir noch immer den Bericht schuldig geblieben, der sich auf Ihre letzten Erlebnisse erstreckt; was ist zunächst aus Ihnen geworden, als Sie Breslau verließen?"

„Fragen Sie lieber," antwortete Geldern bitter — was aus meiner Schwägerin geworden ist, vielleicht kommen Sie der Veranlassung näher, die mich von Lucinde trennte."

„Beim Himmel," rief der Baron aus — „ich hatte die schöne Anna ganz vergessen! Wo ist sie jetzt? Mich interessirte sie immer, obgleich ich nur selten Gelegenheit hatte, mit ihr zusammenzutreffen, denn Sie waren grausam genug, sie der Oeffentlichkeit zu entziehen und sie mußte Ihr Haus bewachen, während Sie außer demselben Ihren Intentionen nachgingen."

„Sie ist ihrem Manne gefolgt," entgegnete Geldern düster.

„Ihrem Schwager, Geldern?" fragte Werthoff zurück, der mit den Verhältnissen seines Freundes zu wenig bekannt war, da er sich nie in ein Vertrauen drängte, das ihm nicht geboten wurde, und wozu sich der verschlossene Character Geldern's in den seltensten Fällen neigte.

„Lassen Sie die Vergangenheit ruhen," bat dieser mit erzwungenem Lächeln, indem er die Hand des Ba-

rons drückte — „sie taugt mir nicht in diesem Augenblicke. Meine Seele ist auf dem Wege, glücklich zu werden durch eine neue lohnende Bekanntschaft, warum soll ich ihr selbst Hindernisse bereiten durch trübes Hervorsuchen entschwundener Ereignisse.“

Der Baron drängte nicht weiter in Geldern und verabschiedete sich von ihm mit einer nachdrücklichen Verwarnung, sich nicht zu sehr einem verderblichen Ernst zu überlassen, den er selbst hinter den scherzhaft gesprochenen Worten seines Freundes erkannte, und der ihm nur zu oft, fast allnächtig, in Besorgniß erregende Weise und lauten Ausrufungen entgegentrat. Durch das Dunkle in den Verhältnissen Geldern's wurde aber seine Neugierde angeregt, wozu noch seine wirkliche Theilnahme kam, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, doch noch alles zu erfahren und dann mit seinem Rath, vielleicht auch durch die That, seinem Freunde zu nützen. Er rechnete hierbei hauptsächlich auf den Umstand, daß jeder Mensch ein natürliches Bedürfniß nach Mittheilung fühlt, und daß Charactere, wie der Geldern's, ungeachtet ihrer Schroffheit, gerade am meisten eine Stunde ersehnen, in der sie ihre belastete Seele von ihrem Drucke befreien können an einer befreundeten Brust, der sie vertrauen dürfen.

Diesmal verrechnete sich aber Werthoff in seinen

Voraussetzungen. Zwischen Lucinde Harles, der berühmten Sängerin, und Geldern bestand ein Geheimniß, und es sollte eines bleiben. Er hatte es sich zugeschworen, und sie mußte aus den natürlichsten Gründen alles vermeiden, was den Schleier dieses Geheimnisses hätte lüften können. Deshalb suchte sie sich Geldern, den sie gedemüthigt, beleidigt, den sie ein entsetzliches Weh bereitet, auch zum Freunde zu behalten, nachdem sie durch ihre Schuld Ereignisse herbeigeführt, die sie allerdings nicht geahnt, wozu sie aber die Veranlassung gegeben hatte.

Der Tod seiner Schwägerin Anna, war in Folge dieser Ereignisse eingetreten. Er hatte sie zu sich nach Breslau kommen lassen, da sich ihr keine andere Zuflucht geboten, und nachdem ihr Gatte, Geldern's einziger Bruder, auf einem Schiffe, das nach England segelte, und an der Klippe von Föhr scheiterte, seinen Untergang gefunden.

Er betrauerte Anna, noch mehr aber die Ursachen, die ihr Leben frühzeitig beschlossen, und die ihm eine große Anklage gegen Lucinde gestatteten, die selbst von den Folgen eines fein angelegten und doch nicht vollständig berechneten Planes erschreckt, sich zwar leichter tröstete, aber dennoch in beständiger Angst vor Geldern schwebte, dem Waffen in die Hände gegeben wa-

ren, die er zu ihrem Verderben gebrauchen konnte. Sie verließ sich zwar anfänglich auf die oft erprobte Wirkung ihrer Schönheit, auf seine grenzenlose Liebe, als sie aber sah, daß er seine Ehre diesmal unerwartet voranstellte, steigerte sich ihre Besorgniß und sie gerieth in einen hohen Grad von Verzweiflung, bis er sie selbst in der Abschiedsstunde zu beruhigen suchte.

Sie unterließ nichts, verschwendete alle Liebkosungen, um ihn zum Bleiben zu bewegen, aber er, den sie so oft ihren Sclaven genannt, der all' ihren Wünschen immer auf das Bereitwilligste entgegen gekommen war, der ihr zu gefallen, kein Opfer schreute, er blieb fest und wies ihre Arme zurück, die ihn umfangen wollten. Und dennoch liebte er sie noch, mit derselben brennenden, heißen, gewaltigen Liebe, die er ihr so oft versichert und von der sie überzeugt sein durfte. —

Konnte sie aber, da er im Stande war, sie zu verlassen, auf seine Verschwiegenheit rechnen? Es war kein effectiver Mord, den sie herbeigeführt, er legte ihr das Gelöbniß ewigen Schweigens ab, aber die tief erschütternden Ereignisse, seine beleidigte Ehre, konnten ihm doch einmal den Mund öffnen, denn wer steht für alle Vorfälle im Leben, wer vermag das Steuer des Zufalls zu regieren?...

Sie wollte, daß er bliebe, bat, flehte, beschwor,

aber er ging und schwieg. — Er ging mit schwerem Herzen, ärmer denn je, von Niemand begleitet, ohne Gruß und Abschied von den Freunden, und so durchzog er einen Theil von Deutschland, ruhlos, beleidigt, tief gekränkt und fern von ihr, die da noch immer mit banger Besorgniß seiner dachte, und nicht wußte, daß er ein edles unerkanntes Herz besaß und — schwieg.

War aber eben dieses Schweigen, das geflissentliche Aufsuchen der Einsamkeit — denn er war recht einsam da draußen unter den fremden unbekannten Menschen — war beides nicht weit gefährlicher, als die Enthüllung des Geheimnisses, das ihn doch niemals strafbar erscheinen lassen konnte? Er hatte Freunde, Werthoff darunter, die sein Vertrauen gewiß nicht mißbraucht und alles aufgeboten haben würden, ihn zu zerstreuen, über die wahren Beweggründe aufzuklären, die Lucinde zu einer schnöden That verleiteten, und die er, nachdenkend, grübelnd, bald wieder geneigt war zu entschuldigen und durchaus noch nicht klar durchschaute.

Von der menschlichen Eitelkeit, die oft zur Schwäche wird, war auch er nicht frei, und er glaubte sich von Lucinde geliebt, ungeachtet der tausend Nein, die ihm sein Verstand zurief, wenigstens damals geliebt, als sie seine Schwägerin Anna zu sich zog, er zu die-

ser neuen Freundschaft lächelte, bis sie so verderblich endete.

Handelte er damals plötzlich, den Eingebungen seines Herzens folgend, das immer mehr, als der Verstand, seine Handlungen leitete, so war es eben dieses Herz wieder, das ihn zurückzog nach dem Orte seines Glückes, den er kaum verlassen hatte, und nur sein Stolz, der eine neue Demüthigung fürchtete, die Pflicht gegen seine heimgegangene Schwägerin, sein Gewissen, das unmöglich mit der Urheberin eines großen Unglücks, wovon seine nächste Verwandte betroffen worden war, ein ferneres inniges Verhältniß gestattete; alles das hielt ihn von Lucinde zurück, die er durch die folgenden Jahre nicht vergaß, die er auch jetzt, als eine neue und vielleicht edlere Liebe sich in sein Herz schmeicheln wollte, nicht ganz zu vergessen im Stande war.

Er berauschte sich immer noch in Gedanken an der Wonne, die er an ihrer Brust gefunden, an der Seligkeit ihres Blickes, an dem süßen Schauer ihres Kusses.... Er träumte oft, daß sie zu ihm hereintreten würde ins Zimmer, wo er seufzend ihren Namen lispelte, oder hundert und hundertfältig auf das vor ihm liegende Papier kritzelte... Er war auch geneigt, jetzt, da die Zeit sich mildernd dazwischen gelegt

hatte, seine Schwägerin anzuklagen, sie nicht ganz frei zu lassen von Schuld, und Lucinde, die immer noch theure geliebte Lucinde, zu entschuldigen. Stand sie ihm denn nicht näher, als Anna, seine Schwägerin, die er früher nur wenig gesehen, die er nur aus Pietät für seinen Bruder zu sich genommen, und hatte Lucinde ihm nicht wiederholt die Versicherung gegeben, daß sie nicht ganz so strafbar sei, als er glaube, daß er auch sie hören müsse, und nicht blos Anna, die er ihr hätte gegenüber stellen sollen?... Hörte er sie damals? Vergab er ihr?... Ernst, seine ganze Seele aufgewühlt in ihrem tiefsten Jammer, so war er zu ihr getreten, und taub blieb sein Ohr, blind sein Auge... sein empörtes Gemüth sah in ihr eine Verbrecherin, und er verurtheilte sie, die ihm bereuend zu Füßen lag....

Wenn er aber auch, fortgerissen von dem Sturm der Leidenschaftlichkeit sie damals ungehört verließ, seine, einen Moment unterdrückte Liebe kehrte brennender zurück und in seiner Seele loderten zuweilen Funken der Reue auf... Die Zukunft wird es lehren, ob ihm damals Lucinde ein volles Bekenntniß ablegen durfte, oder einen Theil des gefährlichen Geheimnisses verschweigen mußte. Geldern wußte viel, aber nicht alles.

Zweites Buch.

Baron Werthoff, oder hier besser, der Theaterdirector Meyer, wie ihn jeder Schauspieler nennen mußte, denn er bestand mit energischer Strenge allen Einwendungen gegenüber, darauf, arbeitete im Bureau seines Compagnons, in das er selten genug kam, und blätterte eine Rolle, die er dem Königsspieler Wappner hatte abholen lassen, und die er anders besetzen wollte.

Eine Karte fiel heraus. Werthoff las zu seinem Erstaunen: „Madame Dorbach, und darunter: Erwartet Sie heute Abend zur gewohnten Stunde."

Der improvisirte Theaterdirector, der seine neue Stellung ziemlich satt hatte und bereits wieder daran dachte, sie aufzugeben, wenn die bis dahin schlechten Einnahmen, deren Deficit er das Vergnügen hatte, im-

mer decken zu müssen, nicht bald besser ausfielen, lachte laut auf, und plötzlich wurde es ihm klar, wodurch die augenfällige Veränderung in der äußern Erscheinung Wappners herbeigeführt wurde.

Der Königsspieler wich seit einiger Zeit keinem der fashionablen Gentlemen in dem, was Eleganz und neue Mode in der Kleidung gestattete. Die sammetne, in ihrer Farbe zweifelhafte Piquesche hatte einem modernen dunklen Frack Platz gemacht, der ganze Knöpfe besaß und auch hierin seinen Vorgänger beschämte. Die Mütze von Tuch, die ihm immer das Ansehen eines jüdischen Gelehrten gegeben, der das Fleisch des Weibes negirte und im goldnen Kalbe die ganze Weisheit erblickte, war einem schönen schwarzen Filzhute gewichen, der sich begehrlicher und kühner nach dem einen Ohr senkte und das darunter blitzende Auge von unternehmendem Feuer sehr gut unterstützte. Eine zwar noch vorläufig unechte, aber desto dickere und auffallendere Kette baumelte über der seidenen Weste, versteckte sich einen Moment in der vielversprechenden Tasche, und kam bald darauf wieder hervor, um sich lang herabhängend über dem wohlgenährten Embonpoint einen Spielraum auszubitten. Eine karirte Hose zierte ihn nicht minder, und nur die Stiefeln machten sich in ihrer alten Façon noch etwas breit, doch war die

sichere Hoffnung vorhanden, daß mit der Zeit auch diesem Uebelstande abgeholfen werden würde. —

Hatte nun auch der Baron gerade keinen Verdacht, der die weibliche Würde verletzte, so vermuthete er doch, durch mancherlei Anzeigen bestärkt, ein intimes Einverständniß zwischen Wappner und der alten Dame, die sich Dorbach nannte, und nur blieb ihm immer noch die Ursache des Einvernehmens dunkel. Seine Vermuthung, daß sie Geldern beträfe, steigerte sich, aber nur konnte er keinen rechten Zusammenhang finden, wenn er namentlich bedachte, daß sie sich gänzlich fremd waren und ihre Bekanntschaft von Hallan aus datirte. Weit entfernt war er zu glauben, obwohl es ihm im Leben auch schon und in noch auffallenderer Weise begegnet war, daß die alternde Dame ein ewig jugendliches Herz besäße und erotische Absichten auf Geldern haben könne.

Im Interesse seines Freundes wollte er der Sache auf den Grund kommen, und ließ Wappner zu sich bitten.

Er erschien, verschönert durch ein Paar meergrüne Handschuhe, die ihm der Fabrikant wahrscheinlich nicht groß genug hatte liefern können, denn sie gaben einen reizbaren Ton von sich, so oft er die Finger bewegte, und versehen mit einem Stöckchen mit vergol-

detem Knopf, das er gratiös zu schwenken verstand. Eine Brille, die ihm früher fehlte, saß nun auch auf seiner Nase, und vermehrte sein Ansehn, das höchst würdig genannt werden konnte.

Ob seine Kurzsichtigkeit aus früherer Zeit datirte, oder ob er ein schärferes Auge in der Gesellschaft der Madam Dorbach bedurfte, muß hier unentschieden bleiben; Eingeweihtere, seine Collegen, wollten behaupten, er suche durch die Brille die Spuren der Uebernächtung zu verdecken, der er als fleißiger Trinker nur zu oft unterlag. —

Durch den Baron verwöhnt, der ihn gelegentlich zum Stichblatt seines Witzes benutzte, was er aber, geistesbeschränkt, für eine große Gunstbezeugung nahm, näherte sich Wappner seinem Director mit einer Miene der Vertraulichkeit, die aber sogleich aus seinem Antlitze verschwand, als ihm dieser die Visitenkarte der Madame Dorbach vorhielt und mit einem ironischen Lächeln zu der unerwarteten Eroberung gratulirte.

Wappner war verblüfft und verlegen. Seine Zusammenkünfte mit der Alten sollten ein Geheimniß bleiben, wie sie ihm oft anempfohlen und wie er feierlich gelobt hatte, und nur unter dieser Bedingung, nächst einem andern Grunde, gestattete sie ihm den Zutritt.

Die Intentionen des Barons waren richtig; Ma-

dame Dorbach ließ Wappner zu sich kommen, um etwas über Geldern zu erfahren. Sie hatte ihn in seiner Gesellschaft gesehen, einen Theil des Gespräches belauscht, und so viel daraus entnommen, daß sie in Beziehungen gestanden und vielleicht noch stehen. Wappner, sobald er die Absichten der Dame merkte, ging ohne Weiteres darauf ein, und was er nicht sagen konnte, erdichtete er, um ihr Interesse rege zu halten. Sie, auf einen Plan lossteuernd, den sie ihm freilich nicht offenbarte, hieß alles willkommen, was Geldern betraf, und wußte den Ueberbringer falscher oder wahrer Nachrichten zu belohnen. Er versäumte denn auch nicht, das so oft als möglich zu thun, und diesen Zwischenträgereien verdankte er die Eleganz seiner äußern Erscheinung. Er nannte sich Geldern's Freund aus früherer Zeit, und erzählte so manches Vergangene aus ihrem Beisammensein, was aber nicht immer mit dem harmonirte, was Madame Dorbach bereits wußte, der, wie er endlich merkte, Geldern's Vergangenheit nicht unbekannt war.

Er ging deshalb mit größerer Vorsicht zu Werke und griff in die Gegenwart, da ihm die Vergangenheit im Stiche ließ. Geldern hatte ihm dies und das vertraut, er kam jeden Tag mit ihm zusammen, und be-

rief sich auf Baron Werthoff, der im Bunde der Dritte sei.

Madame Dorbach hatte Rücksichten zu nehmen, gegen ihr Geschlecht, gegen die Badegesellschaft, und noch ein anderer Grund bestimmten sie zur Vorsicht, sie konnte deshalb auch keine persönliche Ueberzeugung gewinnen und mußte das Gehörte auf Treu und Glauben hinnehmen. Ueberkam sie nun auch manchmal ein Zweifel, denn mitunter klangen die Berichte doch auch gar zu fabelhaft, Wappner wußte sie durch feierliche Betheuerungen zu beschwichtigen und verstand es überdies ihre Neigungen und ihrer Eitelkeit zu schmeicheln.

War er eben kein Licht im Reiche des Verstandes, er war ein practischer Mensch, practisch in der allergewöhnlichsten Bedeutung des Wortes, von gemeiner Gesinnung, nie in der Wahl seiner Mittel verlegen, wenn sie ihn zu einer Erwerbsquelle führen konnten. Deshalb war er nicht bös an Gemüth, aber niedrig, ungemein niedrig seine Denkungsweise.

Madame Dorbach, reich, unabhängig, gehörte, wie Tausende ihres Geschlechtes, zu jenen Damen, die durchaus nicht alt werden wollen, die sich gegen das Unabänderliche mit aller Gewalt und allen Hülfsmitteln der Toilettenkunst stemmen. Friseur, Schneider, hauptsächlich aber der Wundermann, der mit Schön-

heitswasser und Tinkturen à la Ninon und mit Sächelchen „pour corriger la vieillesse“ so sicher umzugehen versteht, alle diese und andere Künstler werden aufgeboten, dem verdrüßlichen Herannahen des Alters Trotz zu bieten.

Mag es mitunter rührend sein, diese Anstrengungen zu beobachten, können wir ihnen auch zuweilen Bewunderung und Anerkennung nicht versagen, so trifft es sich doch auch, daß man die gleichen Bestrebungen nur mit Widerwillen betrachtet, mögen sie auch mit noch so gewaltigem Heroismus angeregt werden.

Madame Dorbach hatte nichts in ihrem Character, was jene Rührung erwecken, nichts was mit ihrer grenzenlosen Eitelkeit versöhnen konnte. Sie hatte Geld, und das war ihr alles. Vor ihren Augen war alles Uebrige werthlos, nicht der Rede würdig. Sie theilte zudem die Eigenschaften ihrer Mitschwestern von gleicher Gesinnung und in gleicher Lage, sie war unnachsichtig gegen Andere, voll Neid und Abneigung gegen Jüngere, nur wohlthätig, wo es gesehen wurde, bereitwillig zu allerlei kleinlichen Intriguen und eine tüchtige Schwertträgerin der Verleumdung.

In Berlin, ihrem gewöhnlichen Aufenthalt, versammelte sie oft einen großen Kreis von Frauen um sich, meistens Schauspielerinnen, worunter auch die be-

rühmte Lucinde Harles nicht fehlte, Schriftstellerinnen, Wittwen Beamter zweiten Grades, und unter denen Pikantrie und Intrigue als eine Probe und Schärfung des Verstandes betrachtet wurde. —

Sie war gescheidt genug und hatte auch einmal eine Reise gemacht, von der sie die merkwürdige Erfahrung mit nach Hause brachte, daß man durch Geld alles in der Welt erreichen könne, und seitdem handelte sie mit Actien, und lieh auf Pfänder, etwas wofür ihr die Behörde nur dankbar sein konnte, denn manches Gut, das sie in sichere Haft nahm, ersparte jener die Mühe einer criminalgerichtlichen Untersuchung.

Eine Eigenschaft zierte aber vor allen Madame Dorbach. Sie war eitel, eitel, bis zu einem unbeschreibbarem Grade. Sie machte, so sonderbar dies auch klingen mag — aus diesem Grunde so genaue antiquarische Studien, daß sie dem tiefsinnigsten Forscher zu beschämen im Stande war. Woher sie es erfahren haben mochte, bleibt ungelöst, sie wußte aber, daß die römischen Frauen zur Zeit des Kaiserreichs im Besitze von äußerst wirksamen Schönheitsmitteln sich befanden, daß diese leider im Laufe der Begebenheiten verloren gingen, und sie bestrebte sich nun, diese wichtige Entdeckung wieder aufzufinden.

Sie verschwendete große Summen zu diesem löb-

lichen Zwecke und stand mit den berühmtesten französischen Chemikern und Fabrikanten cosmetischer Erzeugnisse, die ihn alles Neue in diesem Gebiete übersenden mußten, in der engsten Verbindung. In einem geheimen Zimmer ihres Hauses in Berlin, stellte sie alsdann Versuche an, wobei sie ihre gewonnenen antiquarischen Forschungen so gut unterstützten, daß ein Theil ihrer leidenden Mitschwestern, die sie besuchten, sich nicht genug in Lobeserhebungen ergehen konnten, und ihr versicherten, sie verjünge sich mit jedem Tage.

Dieses letzte erfreuliche Resultat, ihre Eitelkeit, und das Bewußtsein, Geld vermöge alles, hielten ihr Herz in ewig junger Frische, die das Begehren zur natürlichen Folge hat, und so kam es, daß sie am liebsten in der Gesellschaft junger Männer verweilte.

Geldern hatte Eindruck auf sie gemacht, Wappner verstand es, denselben durch seine Berichte zu nähren, und so kam es, daß sie sich sogar hatte verleiten lassen, dem letztern Briefe zur Besorgung an jenen zu übergeben. Wappner sah aber nur zu gut ein, daß mit der Ueberreichung eines einzigen, die Sache ein schnelles Ende haben würde, was seinem Interesse ganz entgegen lief, er betrachtete deshalb aus schonender Gutmüthigkeit, die Briefe an sich gerichtet und unterließ es auch nicht, hingerissen von dem Liebeszauber in

denselben, sie in derselben Weise selbst zu beantworten, wobei er sich einiger Veränderung seiner gewöhnlichen Schriftzüge bediente —

Durch seine Unvorsichtigkeit, dadurch, daß er die Karte in die Rolle gelegt, war das Geheimniß zwischen ihm und Madame Dornbach gefährdet. Es lag ihm wenig daran, ob sie compromittirt würde, aber er hatte zu viel Vortheile in dieser Sache, als daß er sie leichthin hätte aufgeben wollen. Nur wußte er nicht recht, was er dem Baron gleich entgegnen sollte, der, ein Freund Geldern's, sobald dieser Name hier mitverwickelt, die Angelegenheit nicht auf sich beruhen lassen und ihm jedenfalls mittheilen würde, was jedenfalls unangenehme Vorfälle und die ganze Enthüllung der erbärmlichen Intrigue nach sich ziehen mußte.

Er überlegte, und beschloß alles auf sich zu nehmen.

Mit kecker Miene und affectirter Leichtfertigkeit entgegnete er dem Baron: „Man kann sich gewisser Frauen gar nicht erwehren und muß sich ihnen zuletzt auf Gnade und Ungnade ergeben. Ich weiß recht gut, daß ich noch bessere Ansprüche machen kann, aber mir fehlt die Lust, die Gelegenheit aufzusuchen; ich nehme, was sich mir bietet. Dann auch hat Madame Dor-

bach trotz ihres Alters einige gefällige Seiten, und es wäre ungerecht, sie zu verkennen."

„Sie hält eine offene Kasse, das ist wohl die gefälligste Seite," lachte der Baron.

Wappner gab sich Mühe zu erröthen, gab aber den Versuch bald wieder auf, und begnügte sich mit einem zweifelhaften: „Hm —!"

„Aber Sie werden auch nicht leugnen wollen, fuhr der Baron fort — daß Frauen wie Madame Dorbach, nicht umsonst ihr Geld opfern und gern junge Leute zu ihren Rechnungsführern machen. Ich halte Sie für vernünftig genug, Wappner, um einzusehen, daß Sie über die Jahre hinaus sind, die gefallen."

„Oho!" meinte der Schauspieler etwas verletzt und mit einem Blicke in den Spiegel, der im Zimmer hing — „so manche Dame hat mich das Gegentheil versichert."

„Es gibt ihrer, ja" — sagte Werthoff — „aber ich habe bei Madame Dorbach andere Vermuthungen. Sie wohnt in Berlin, nicht wahr?"

„Ja!" —

„Sprach sie nie von ihren Gewohnheiten, nie von den Gesellschaften, die sie zu Hause empfängt?"

„Sie erwähnte mehrere Schauspieler und fragte

mich, ob ich sie kenne, indem sie mir die Namen nannte."

Ein Gedanke durchfuhr den Baron, der weiter sagte: „Und von ihrer ehemaligen Collegin, von Breslau her, von Fräulein Lucinde Harles, war wohl auch die Rede?"

Arglos bestätigte Wappner die Frage, ohne aber dabei zu erwähnen, daß die alte Dame sich genau nach allem erkundigte, was Geldern über Lucinde geäußert, und daß die beiden Frauen im Briefwechsel standen, wie er einmal durch ein offen daliegendes Schreiben auf dem Tische der Madame Dorbach ersehen hatte.

Werthoff überlegte, ob er den Schauspieler weiter in sein Vertrauen ziehen sollte, er fürchtete aber die prahlerische Geschwätzigkeit desselben, und begnügte sich nur noch mit der Frage im gleichgültigsten Ton: „Ist von Herrn Geldern nie die Rede gewesen?"

„Selten," entgegnete Wappner — „nur einmal fragte mich Madame Dorbach, ob er hier nicht auftreten würde, da er früher Schauspieler gewesen."

„Woher weiß sie das?"

Sich auf die Zunge beißend, aber schnell gefaßt, erwiderte jener: „Lieber Gott, in einem so kleinen Badeorte spricht sich alles bald herum. Mehr haben die Leute ja nicht zu thun." —

Der Baron fragte nicht weiter und händigte ihm die Karte wieder ein, wobei er ihn ermahnte: „Sein Sie künftig vorsichtiger mit Ihren billets d'amour, es schwächt den Glauben an Ihre Verschwiegenheit, sobald dieselben aus jeder Rocktasche heraussehen, und entzieht Ihnen eine neue Eroberung, die vielleicht schon auf dem Wege ist."

„— Sie wissen —?" meinte Wappner lebhaft und in Gedanken an eine Dame, deren Aufmerksamkeit zu erregen er sich mit aller Koketterie angelegen sein ließ.

„Nichts weiß ich," lachte der Baron — „als daß die Frauen häufig einen sehr bizarren Geschmack an den Tag legen."

Er begleitete den Schauspieler, der eben in Begriff war, sich auf ein längeres Gespräch einzulassen, mit vieler Höflichkeit an die Thüre und verabschiedete ihn.

Er überlegte nun, was er thun sollte. Viel hatte er nicht erfahren, doch genug, um seine gehabten Muthmaßungen weiter auszudehnen. Madame Dorbach kannte Lucinde, sie standen in Briefwechsel, und es war sicher anzunehmen, daß von Geldern viel geschrieben wurde, war nun auch für denselben keine Gefahr dabei, so ging doch immer so viel daraus hervor, daß

es einer Kleinigkeit wegen nicht geschehen würde, und daß das Geheimniß, wovon er Andeutungen hatte, bedeutender sein müsse, als selbst sein Freund zugestehen mochte. Drei Jahre waren bereits verstrichen, seitdem sich Geldern und Lucinde getrennt hatten, und noch immer war das Interesse beider für einander gleich groß, obwohl es ein Abschied für ewig sein sollte, als sie sich das letzte Mal sahen.

Das persönliche Interesse der Alten für Geldern ließ der Baron, als ganz unerheblich und höchstens ergötzlich, ganz außer Betracht, seine Gedanken regierte nur die Freundschaft, die er für jenen fühlte, und die Erfahrung, wie viel Unglück ein intriguensüchtiges und ein gefallsüchtiges Weib über einen Mann bringen könne. Er bedauerte, daß Geldern ihm nicht sein vollständiges Vertrauen schenkte, um vielleicht wirksamer für ihn in die Schranken treten zu können und, selbst zu zartfühlend und discret, wollte er auch nichts thun, um sein Entgegenkommen herauszufordern, und so begnügte er sich, als Resultat seines Nachdenkens, Geldern aufzusuchen und ihm das Verhältniß zwischen Madame Dorbach und Lucinde mitzutheilen, ihm überhaupt anzurathen, so viel als möglich jede Gesellschaft der Schauspieler zu meiden, die er noch hie und da aus alter Gewohnheit aufgesucht hatte. Geldern's

wechselvolle Stimmung verschmähte es zuweilen nicht, das wußte er, sich dem ersten Besten hinzugeben und ihm eine Seite seines Herzens aufzuschließen; das mußte, hauptsächlich Wappner's wegen, der Unverschämtheit genug besaß, um sich immer wieder da anzudrängen, wo er abgewiesen worden war, vermieden werden....

Er fand nach einiger Zeit Geldern auf der Promenade und theilte ihm seine Besorgniß mit. Lächelnd hörte ihn dieser an und deutete auf die Räthin und Therese, die bei einer Arbeit unter den Bäumen vor ihrer Wohnung saßen.

„Was soll das?“ fragte Werthoff, die Blicke nach jener Richtung wendend und mit einem Gruße dorthin.

„Daß ich mir alle mögliche Mühe gebe, einen Fehler meiner Vergangenheit zu verbessern.“

„Einen Fehler?“

„Allerdings, lieber Werthoff. Es war ein grober Fehler, daß ich mein Herz nicht besser verwahrte. Wir paßten durchaus nicht zusammen, Lucinde und ich. Freilich wohl trägt das Schicksal die Schuld, aber wir sollten uns besser vorsehen, bevor wir uns in die Ketten einschmeicheln, die nachher so drückend werden. Warum lernen wir nicht frühzeitiger die Kunst, die uns

reifere Jahre und bittere Erfahrungen bringen. — Die Kunst des Abwartens und des Prüfens, ehe wir uns der Liebe gefangen geben? Mit welcher göttlichen Befriedigung ließe sich dann die Jugend und die volle Liebe ohne Gefahr einer Enttäuschung vereinigen! Aber so, hingedrängt vom Augenblick, fortgerissen von den Flammen eines schönen Augenpaars, die uns entgegen zünden, verschenken wir uns ohne Wahl, ohne Einsicht — um zu bereuen. Unsere besten Empfindungen dünken uns zu arm, sie hinzuopfern, so lange der erste Rausch der beglückten Seele währt, und später fordern wir unser Geschenk mit langem heißem Drängen zurück — um es zerstückt, zertheilt wieder zu empfangen. Wie hab' ich sie ersehnt, die Zeit der ersten Liebe! Mein Hirn brannte oft von den Vorstellungen, die ich mir von ihrem beseligenden Zauber machte, wie ein Kind streckte ich die Arme aus, sehnsuchtsvoll, verlangend, und tausend Mal den Namen wiederholend, den meine Geliebte haben sollte.... Es war eine schöne wonnevolle Zeit, um wie viel schöner aber die Erfüllung der drängenden Phantasie, die weit zurückblieb hinter der Wirklichkeit, die ich von den Lippen der Einzigen sog! Und dann! das Erwachen aus einer Hingebung, die schrankenlos den Himmel stürmte — bitter, traurig, qualvoll!" —

„Merkwürdiger Mensch," lächelte der Baron — „ein Glück zu bereuen, das man einmal ganz genoß! Verzeihen Sie mir, Geldern, aber ich muß sie schelten. Ist Ihre Ansicht nicht eine verkehrte? Gewiß und wahrhaftig, so lange Genuß Genuß bleibt und nicht in Entbehrung umschlägt. Was mir einmal volle Befriedigung gewährte, kann ich auch niemals bereuen, das Glück, und hat es mich auch nur eine Stunde heimgesucht, ist ein schöner Lichtpunkt im Leben gewesen und in die düsterste Vergangenheit fällt hell ihr leuchtender Strahl. Ist Ihnen die Erinnerung nichts? Ist alles zerschlagen, was sie früher entzückte? in tausend kleinen Scherben zersplittert das Andenken an ihren Bruder, das Glück der Liebe?... Sind die tausend Theile nur verwundend und verletzend auf Ihr Herz gefallen? Sehen Sie überall nur Schmerz, da doch die Nothwendigkeit, das Leben gebieterisch von uns Opfer verlangt? Nennen Sie mir Einen, Einen, der von Druck, Sorgen und Kummer befreit wäre! Sie sind nicht unbekannt in der Welt, haben mit Nutzen Reisen gemacht, beschämen Sie mich, wenn Sie können. Sie können es nicht. Darum lassen Sie sich auch nicht niederdrücken, unterwerfen Sie sich nicht dem Grollen eines Schicksals. Es ist nicht möglich, daß sich alles so verhält, wie es in Ihrem Herzen le-

ben mag. Die frühzeitige Gewohnheit, von unsern Wünschen nachzulassen, bessert uns täglich, fördert uns zu nützlichen Gliedern des Staates. Die Natur hat Sie reich beschenkt, Ihr Geist kann frei sein, sobald Sie wollen, thun Sie aber auch etwas, zu erstreben, die Masse der Empfindung abzuschütteln, die Ihren Verstand umdämmert."

„Sie ist die Welt des Herzens!" fiel Geldern lebhaft ein — „o ich gebe sie nicht hin für allen Reichthum, der aufgespeichert in stolzen Pallästen liegt. Wie warm, wie lebendig erscheint mir alles, und was der skeptische Geist bekrittelt, die Welt des Herzens achselzuckend bemitleidet. Ich nehme Theil an dem Geringsten, weil mir das Geringe nicht werthlos erscheint. Ich sagte von bedauern, ja, weil ich beklagen muß, daß das Schöne so oft äußerlich erscheint und zumeist innere Fäulniß verbirgt."

„Dann werf' ich es weg," erwiderte der Baron, „und wende mich zu etwas Neuem. Aber diese Kraft fehlt Ihnen, Geldern, Sie können nicht ausharren, Ihnen fehlt die Geduld der Prüfung, die uns abwarten läßt, bis wir das menschlich Vollkommene auffinden. Diese Masse von Empfindung bethört Sie, sie macht Sie abhängig von Jedem, der es versteht, Ihnen ähnliche Gefühle zu schildern, wenn er sie auch nicht

heilt. O fürchten Sie die allzu schrankenlose Welt des Herzens! Wenden Sie sich ab von ihr der locken- den Sirene, die es immer tiefer und tiefer einsenket in ein Reich der Melodien, die so wenig mit der heuti- gen Welt harmoniren. Das leidige „Ich" schütteln Sie einmal ab, den zerfressenden Egoismus, der doch im Grunde der Kopf dieser Empfindungen ist, beides Meisterstücke des Satans, der mit dem lieben Herrgott um unsere Seelen streitet."

„Egoismus ist mir fremd," wandte Geldern ein.

„Egoismus ja, der schlechte, erbärmliche, der sich nicht mit trockenem Brode begnügt, sondern auch den Braten haben möchte, den er zum Nachbar tragen sieht, davon sind Sie befreit, gewiß! Aber Sie wollen glücklich sein, Sie verlangen, daß die Welt sich Ihren Empfindungen homogen bewege, daß Sie nicht zu er- röthen brauchen, wo Sie lieben — Geldern, ich bitte Sie! Denken Sie, was aus der Welt werden wür- de! Ein überbautes Haus der Larmoyançe, nichts als Tugend und wieder Tugend! Wie langweilig, tag- täglich die satte Einförmigkeit ohne Begierde!"

„Sie holen zu weit aus, erwiderte Geldern, „et- was verletzt von dem Tone des Barons. — Sie stel- len mich auf das Niveau der Lächerlichkeit. Meine Wünsche sind bescheiden genug, um erfüllt werden zu

können, und wenn ich beklagte, daß die Liebe des Weibes zu schwach und dem Wechsel unterworfen sei, so ist das eben nur ein Beweis für die Stärke und Dauer der meinigen."

„Wirklich, Geldern, wirklich?" — Der Baron heftete einen durchdringenden Blick auf ihn, der tief erröthete. „Sie sind verletzt, weil ich Ihre Empfindungen angriff, an Ihre Gefühlswelt tastete; was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen erkläre, daß Sie noch oft Ihr Herz verschenken, noch oft treulos sich selbst werden? — Sie richten Ihre Blicke hinüber, wo sie sitzt, die Lucinde verdrängte — hüten Sie sich! Fräulein von Wardenegg ist Braut!"

„Braut?!" — Geldern erblaßte und wich erstarrend einen Schritt zurück. Es war ja nicht möglich, nicht möglich! Sie liebte ihn ja, sie hatte es ihm eben noch vorhin versichert, mit einem Händedrucke besiegelt...

Er glaubte dem Baron nicht und sah ihm zweifelnd an, der ruhig vor ihm stehen blieb und ihn zur Fassung ermahnte.

„Braut?" rief Geldern noch einmal bebend, und mit zitternder Hand Werthoff erfassend — „woher wissen Sie?" —

Der Baron, innerlich erschrocken über die Wir-

kung seiner Nachricht, entdeckte zu spät, bis zu welchem hohen Grade bereits das Gefühl der Liebe Gelderns zu Therese sich gesteigert hatte, mochte aber sein Wort nicht zurücknehmen, und entgegnete: „Auf dem Wege zu Ihnen, aus dem Bureau kommend, traf ich auf den Bademeister, ein Mensch der alles weiß was hier vorgeht, und der mir die Versicherung gab, daß es sich so verhalte."

„Ah so, der Bademeister!" lächelte Geldern und athmete tief auf — „dann, Baron, hat es nichts weiter auf sich. Wie konnt' ich auch nur einen Augenblick einem Verdachte Raum geben, der ein Verbrechen wäre, wenn er sich bestätigte. Sie wollen — fuhr er ganz heiter fort — Sie wollen mich durchaus dem Herzen der Welt näher bringen; was verstehen Sie denn eigentlich darunter?" —

Ohne die scharfe Ironie seines Freundes zu beachten, entgegnete ernster wie sonst, der Baron: „Den Reichthum, für den Sie keine Augen haben. Wollte ich in Ihrer Weise antworten, so müßte ich sagen: der Materialismus, der Sinn und Herz erdrückt, der alle Blüthen vernichtet, die auf dem Acker der Invasion gedeihen; das Geld, das die Sünde unterstützt, da es die Tugend erkaufen kann; die falsche Ehre, die nach Auszeichnungen jagt, die Sie verachten; so aber begnü-

ge ich mich, Ihnen die Kunst, das Wissen, die Industrie entgegenzustellen. Alles, was die Thätigkeit des Menschen erhöht, was seinen Geist ermuntert und erweitert, was zum Nutzen für den Einen und den Andern wird, alles das nenn' ich — das Herz der Welt."

„So," rief Geldern aus — „Sie meinen also, daß ich dafür kein Auge habe, daß ich darüber hinwegsehe?.. Nein, Herr von Werthoff, ich verdamme keinen Augenblick Industrie, Thätigkeit, Lebensmark, von wo aus es immer gehe. Ich danke Jedem, der sich durch eine segensreiche Entdeckung auszeichnet, als eine Wohlthat für die Gesammtnation, wenn ich auch selbst keinen Nutzen daraus ziehe; ich verachte nicht Kunst und Wissenschaft, denn ich gehöre ihnen selbst an, und freue mich über große Resultate; ich schätze das Geld, wenn es nicht aufgespeichert und verschlossen wird zum Nachtheil der Armuth — aber ich verachte den Dünkel der Reichen, die kein Auge für die Noth und das Elend haben, den Geist, der über die Erde hinwegsieht und sich an selbstsüchtigen Forschungen ergötzt; ich verachte die Thätigkeit des Industriellen, sobald sich die Maschinen nur für den Einen drehn, der sie erhalten und bezahlen kann und der von seinem Nutzen spricht — die Ehre sollte das Herz der

Welt sein, die Ehre, die Herz und Geist gleich groß macht, ohne eins über das andere zu erheben. Beide sind gleich bedeutend, unschätzbar, sobald diese darüber wacht.“ —

„Geldern!“ — Der Baron hatte sinnend zu Boden geblickt und erhob jetzt das Haupt — „ich habe Ihnen stets den Vorzug vor mir eingeräumt, in dem was Gesinnung und warme Empfindung anbetrifft; ich thu’ es auch jetzt, aber mit Bangen für Sie. Sie gehören zu jenen Menschen, die nie glücklich werden!“

„Nie glücklich?“ fragte mit Befremden Geldern, der, etwas ruhiger geworden, innerlich bedauerte, einen Augenblick einen leisen Groll gegen den bewährten Freund empfunden zu haben; ein Gefühl, das auch Werthoff überschlichen hatte, und der sich jetzt beeilte, seinen Fehler zu verbessern.

„So ist’s!“ sprach er ernst; in einem Tone, ohne die frühere Einmischung von Ironie oder Bitterkeit — hören Sie, ob ich recht habe. Hab’ ich es nicht, dann machen Sie mir eine große Freude. — Als Ihre Bekanntschaft mit Lucinde anfing, waren Sie nicht zufrieden, Sie wurden es nicht, als Ihnen die Liebe fast alles gewährte. Erinnern Sie sich des Abends, an dem Sie, aus dem Theater kommend, in mein Zimmer stürzten und mir es unter einem Strom heißer Worte

versicherten, wie elend Sie seien. Geldern! Sie hatten eine geachtete Stellung, Ihnen gehörte die Liebe eines Weibes, nach deren Gunst Hunderte vergeblich gestrebt hatten. Sie waren frei von den kleinen Sorgen, die nur zu oft — ich bin dieser Erfahrung nicht fremd — das edelmüthigste Herz, den ausgebildetsten Geist entmuthigen und niederdrücken können, und dennoch — waren Sie nicht glücklich. Sie kamen zu mir, bemitleidenswerth, elend, zerschlagen. Ich weiß wohl, es gibt Stunden, in denen uns ein unklarer, unnennbarer Drang, eine Sehnsucht nach etwas Unfaßbarem, nach etwas, wofür wir keinen Namen haben, selbst mitten aus dem Schoße des Glückes von der Erde entführt, aber diese Stunden sollen uns läutern, sie sollen uns dazu dienen — ist die süße Lust gepaart mit wonnevollem Schmerz überwunden — den Reichthum zu erkennen, von dem wir uns abgewendet haben, ihn fester an unser Herz zu schließen, zu ihm inniger dankbarer das Auge zu erheben. Das geschieht bei Ihnen nicht. Aus einer solchen Abwendung von der Erde, aus der heiligen Erhebung der Seele, kehren Sie bitterer, scheuer zurück in die Wirklichkeit. Sie fangen an zu prüfen, zu erwägen, wie weit das Glück ausreicht, daß sich Ihnen bietet, gegen das gehalten, das Sie eben geträumt haben; Sie werden mißtrau-

isch gegen sich selbst, gegen Andere, gegen Alle, die Ihnen theuer sind. Geldern, das ist nicht Recht. Wir Alle sind Menschen, und die Nachsicht muß unsere erste Tugend sein. Gewöhnen Sie sich milder zu sehen, weniger Fehler, wo Sie gern das Vollkommene erblicken möchten. Was ist vollkommen? Greifen Sie in Ihre eigene Brust, sehen Sie da zu, wie es steht um Ihre Gesinnung, ob diese so sicher ist vor jedem Angriff, so gestählt gegen jede Versuchung, wie Sie es von Andern wünschen, ja fordern. Der eigne Mensch sei zunächst Ihr Studium, das Selbsterkennen Ihr Gebot, dann werden Sie auch, dann aber auch erst den Reichthum bemerken, der in keinem Menschen fehlt, träte er uns auch noch so elend und verworfen entgegen. Glauben Sie mir, Geldern, glauben Sie mir um Ihrer selbst, Ihrer Zukunft willen! Thun Sie es nicht, so werden Sie trotz Ihres großen geistigen und Seelen-Reichthums, in einer Schöpfung, die nicht ganz so schlecht ist, wie Sie manchmal behaupten möchten, elend bleiben, allein sein, arm und verlassen.“ —

Die Worte des Barons blieben nicht ohne Eindruck auf Geldern und er mußte zugeben, daß sie viel Wahres enthielten, doch sagte er sich auch wieder, daß er nicht ganz gerecht gegen ihn sei. Die Gefühlswelt ist nun einmal eine andere, verschiedene, als jene, die

sich auf den Sockeln des Verstandes ausdehnt, und kann, so meinte er — auch nur von jenem begriffen und erfaßt werden, der das gleiche starke Gefühl in sich trägt. Außerdem liebte er die Menschheit, wenn er sich auch von den Menschen sonderte, und überall freute er sich, wo sie ihm in einem frischen reizvollen Gewande entgegentrat. Er verachtete nicht den Bettler, aber den Reichthum mit bettelhaftem Herzen...

Er entgegnete dem Baron: „Ich liebte Lucinde. Sie hatte mir alle Gedanken genommen, mir nichts gelassen, als was sie mir gab. Sie war meine Empfindung. Ich weiß nicht, ob das Liebe ist, aber wenn man nur für die Geliebte lebt, denkt, nur für sie handelt, strebt, nur durch ihrem Athem Glück, Freude empfängt, dann muß es wohl Liebe sein. Das dauerte einen Monat. Später, selten zuerst, dann öfter, sehnte ich mich zurück, wenn ich gekommen war, fort von ihr, zu der ich nicht schnell genug gelangen konnte... Woher kam das? Lag das an mir? Ich überlegte, prüfte mich selbst. Es lag nicht an mir, ich hatte die ernsteste, beste Absicht, ich liebte sie noch immer mit derselben anfänglichen Gluth, aber sie fing an, an ihren Werth in meinen Augen zu verlieren. Ist das möglich? werden Sie fragen, brennend heiß zu lieben und diese Erkenntniß kommen sehen? Es ist möglich, aber

schmerzlich. Lucinde fing an, sich öfter zu entschuldigen, wenn ich kam, sie hatte Besorgungen, wenn ich von meiner Liebe sprach, sie war öfter nicht zu finden, wenn ich sie suchte. Das kränkt, das brennt wie Feuer des Argwohns im Herzen. Ich hatte keine Ursache dazu, aber dennoch sammelte er sich immer giftiger, verderblicher. Ich verhehlte ihr meine Mißstimmung, die Veränderung in meinem Innern nicht. Sie flog in meine Arme, und alles war vergessen. Sie liebte mich, ich wußte es, und dennoch, woher kam es, daß ich oft die Einsamkeit aufsuchte, wenn ich von ihr ging? Es geschah nicht, um noch einmal zu schwelgen in der Rückerinnerung an die selige Stunde, von der ich eben kam, es geschah um zu grollen mit ihr, wenn sie mich verlassen hatte, da ich eben nie gesättigt durch Liebkosungen, nach ihrer Hand griff, sie auf meine brennenden Augen legte, mich sehnte, an ihrer Brust auszuruhen, an ihren Lippen zu schwelgen. Kann die Liebe so erschöpft werden, daß sie das verweigert, nicht immer gewähren will?"...

„Wunderlicher, begehrlicher Mensch," lächelte wieder der Baron — „der so reich ist an den zartesten Schattirungen des Herzens, daß er in ihrer Fülle den scheinbaren Mangel bei Anderen anklagt und übersieht. Kennen Sie das Weib so wenig, sind Ihnen die tau-

send kleinen Capricen fremd, denen es unterworfen ist und die ihn nur einen Reiz mehr geben, wenn man eben nicht nur empfinden will. Sie haben das Unglück, Freund, nur eben brennen, in ewiger Gluth lodern zu wollen — ist die unausbleibliche Folge nicht Erschöpfung? Diese war es, die Sie hinaustrieb in die Einsamkeit, wo Sie mit allem rechteten, und übersahen, daß Sie vergessen hatten, den Character Ihrer Lucinde zu prüfen, über sie zu herrschen... Sie war klug, wie alle Frauen es sind, klüger, als Sie, theurer Geldern. Die kleinen Pikanterien, die geringen Widerwärtigkeiten, geschahen von Ihrer Seite eben nur — um schöner zu belohnen. Das ewige Einerlei tödtet, und ich wüßte nichts Erschrecklicheres, als ein Weib, das das Wort Liebe fortwährend zergliedert, zerhackt, um es uns deutlich zu zeigen, wie viel sie uns gewährt. Man muß geben, ohne zu nehmen, empfangen, ohne zu verlangen... Sie sind hier nun wieder Schuld, daß ein so jäher Bruch stattfand, der nicht, fast möcht' ich es behaupten, Ihnen allein so schwer wurde zu ertragen."

„Ich bin Schuld, möglich," entgegnete Geldern mit einem bittern Lächeln — „möglich, sicher, o ganz gewiß, wenn nur aber — meine Schwägerin nicht

wäre. Sie ist das verderbliche Siegel auf meine Liebe." —

„So reden Sie!" bat Werthoff dringend.

„Ich kann nicht und ich darf es nicht. — Mich rufen die Damen dort drüben, wir müssen uns diesmal trennen."

Er suchte einen Vorwand, sich von dem Baron zu entfernen, der, auf seine Absicht ohne Mißstimmung eingehend, sich mit den Worten von ihm trennte: „Wenn Ihnen die Erfahrung etwas ist, die Sie durch Lucinde gemacht haben, wenn ich nicht vergebens bitten darf, so schonen Sie sich ein zweites Mal und geben eine neue Liebe auf, die auf dem Wege ist, und die kein gutes Ende nehmen kann. Muß ich Sie an Ihre Stellung im Leben erinnern? Es ist keine in der Welt, die berechtigt ist auf Sicherheit zu bauen. Was können Sie einer Frau bieten? Geldern, wenn Sie auch nicht zuerst darnach fragen, Andere thun es für Sie und müssen sich zwischen Sie legen, so bitter und scharf es Sie auch berührt. Die Sorge ist das Grab jeder Liebe."

„Also darum, weil man nicht gleich heirathen kann, soll der Arme auch noch so arm werden, daß er nicht lieben darf? So war also meine Liebe zu Lucinde ein Verbrechen?"

„Damals," erwiderte der Baron, „war Ihre Stellung eine andere. Beide gehörten Sie dem Theater an, wo man gewohnt ist, über die nächste Sorge hinwegzusehen, und wo Sie durch einen glücklichen Zufall vereint bleiben konnten; jetzt ist das anders. Jenes Mädchen gehört der bürgerlichen Sphäre an, in die Sie freilich auch zurücktreten, aber ohne bis jetzt darin einen anerkennenswerthen Platz einzunehmen; jenes Mädchen hat Verwandte, die höheren Kreisen angehören, in denen man nicht gewohnt ist, Menschen nur nach ihrem geistigen Gewicht aufzunehmen, wo man erschrickt, wenn sich ernste Bande entwickeln, sobald diese ihrem Maßstabe nicht gleichkommen Und zudem, Geldern, sie ist Braut! Sie ist es — erkundigen Sie sich darnach, fragen Sie geradezu und Sie werden die Bestätigung erhalten. Ich kenne Fräulein von Wardenegg nicht weiter, obgleich sie eine weitläufige Verwandte von mir ist, zwei Mal nur hab' ich sie flüchtig gesprochen, aber so viel ist mir klar, daß sie nicht gewöhnlich ist, daß sie ihrem Geschlechte voran steht."

„Eben darum ist es nicht möglich, daß sie Braut ist!" rief Geldern lebhaft, „eben darum will ich ein Glück genießen, das ich lange entbehrt und daß ich nur von einer Treulosen empfangen habe. Reiner, ed-

ler soll die neue Liebe mein Herz durchwärmen. Und nun, adjeu!"

Kopfschüttelnd schied der Baron, während Geldern zu den Damen trat. Sie empfingen ihn wie immer, freundlich und zuvorkommend, Therese mit einem zärtlichen Blicke aus ihren schönen Augen. „Es kann nicht sein!" rief er sich selber zu, und dieses frohe Bewußtsein nach einer Befürchtung, stimmte ihn so heiter, daß er voll Liebenswürdigkeit die Unterhaltung regierte.

Die geistreiche Räthin, die tiefsinnige Therese ermunterten ihn durch pikante Zwischenbemerkungen, interessante Bonmots, und bald wurden alle drei von einer ungewohnten Fröhlichkeit ergriffen, die aber auch um so erfrischender die Gemüther bewegte....

Therese, sonst still und nachdenkend, wurde gesprächig, und mit reizender Schalkhaftigkeit, die von einem höheren Roth ihrer Wangen begleitet wurde, machte sie Gelderns Behauptungen gegenüber allerlei Einwände, die nicht geringe Kenntnisse, und jene liebliche Neckerei verriethen, die unwiderstehlich, unbewußt anzieht und fesselt. Jedes ihrer Worte war der Ausdruck einer reinen vorwurfsfreien Seele, das überzeugendste Siegel der Unschuld und Kindlichkeit, die mit geistiger Schönheit sich vereinigen. — Sie empfing durch den

Geliebten — denn Geldern war es ihr — durch seinen Beifall den Muth, sich offen auszusprechen, und ihre ursprüngliche Befangenheit wich immer mehr vor der Regsamkeit ihres Geistes, der sich hier zum ersten Male in kühner Weise entfaltete.

Sie schien es selbst zu fühlen, wem sie die Anregung verdanke und warf einmal die Worte hin: „der Ausspruch La Rochefoucauld's: „Le moyen le plus sur de plaire et de ne s'occuper que des autres" wird mir erst jetzt ganz klar. Ich beschäftige mich mit Ihnen, von Ihnen empfange ich dafür eine befriedigende Genugthuung, und so darf ich wohl auch nicht zweifeln, daß ich Ihnen gefalle."

Sie reichte ihm die Hand über dem Tisch, die er lebhaft küßte und, mit einem Blick auf die Räthin erwiderte: „Erschrecken Sie nicht, gnädige Frau, über den Reichthum, den ich so plötzlich empfange, die Augen Therese's leuchten mit großer Schalkhaftigkeit und so bleibt es immer noch zweifelhaft, ob ich nicht zu viel verliere, wenn ich meinen Blick in den ihrigen senke."

„Fürchten Sie wirklich, Geldern?" lächelte die Räthin. —

„Wer gibt mir Gewißheit? Sehen Sie, Therese wendet sich ab und will die Schwester nicht unterstützen. Seien Sie gütiger noch, als Sie es schon sind,

und legen Sie Ihr Haupt auf ihr kleines Herz und horchen Sie einmal hin, für wen es wohl schlägt. Bei Mädchen ist es wohl schwer zu errathen."

„Wenn die Erkenntniß nicht von Ihnen selbst ausgeht, lieber Geldern, so wird mein Beistand Ihnen wenig nützen, indeß will ich es versuchen." Sie legte das Ohr auf das Herz ihrer Schwester — fuhr aber erschrocken zurück —

„Was giebt's?" rief Geldern aufspringend, zwischen Lachen und Trauer über den Ausdruck in den Zügen der Geheimräthin.

„Seltsame Dinge, die seltsamsten, die in einem Mädchenherzen existiren können. Feuer, Brand, Schlaflosigkeit, und ein garstiges Bild mitten darunter, es trägt Ihre Züge!" —

„Es ist nicht wahr, sie ist nicht Braut!" jubelte sich Geldern im Stillen zu, und suchte auf die andere Seite zu kommen, wohin Therese, sich ihm entziehend, ihr glühendes Gesicht gewendet hielt. —

Kaum sah Sie ihn, so gab sie ihm auch schon weitere Gelegenheit, seine Behendigkeit zu entwickeln, indem sie sich rasch von ihm kehrte und ihr Haupt am Herzen der Schwester zu verbergen suchte.

„O Sie entkommen mir nicht!" rief Geldern entzückt — „es ist Niemand außer uns auf dem Platze —

die Kühnheit hat freies Terrain!" Er faßte Sie bei den Händen, zog Sie empor und schaute Ihr leuchtend in die Augen....

Eine leise Wolke des Unmuths legte sich auf die Stirn der Räthin, und leise rief sie: „Therese!"

Geldern, erschrocken, daß er vielleicht zu weit gegangen sei, führte Therese auf ihren Sitz zurück, und sah auf die Schwester, die nachdenkend und etwas ernster zu ihrer Arbeit griff. Sie war unzufrieden mit sich, mit Therese... ihre heitere beglückende Stimmung war vorüber....

Der Character der Räthin war trotz aller Liebenswürdigkeit, nicht frei von Fehlern, die um so empfindlicher auffielen, je seltener sie sich verriethen. Von reizbaren Nerven, unterlag sie zu oft ihrer Stimmung, die zu beherrschen und zu läutern sie nicht die Einsicht und den Muth besaß. Ihre Umgebung hatte deshalb mitunter zu leiden, ertrug es aber gern, da sie alsdann vielfach entschädigt wurde durch doppelte Güte und Zuvorkommenheit. Sie liebte ihre Schwester unendlich, suchte aber eine gewisse Herrschaft über sie geltend zu machen und in allen Verhältnissen festzuhalten. Geldern schätzte und achtete sie, aber außer jener reizbaren Stimmung huldigte sie auch einem gewissen Stolze

und beides vereint öffnete ihr die Augen, wenn sie sie kaum geschlossen hatte in gutmüthiger Theilnahme über das Glück Therese's, das diese in der Liebe zu Geldern empfand; und dann verglich und prüfte sie alles: die gegenseitige Stellung, Verhältnisse, die Möglichkeit einer Verbindung, die am Ende in Frauengemüthern an der Spitze der Gedanken steht... Das Schicksal hatte ihr bis jetzt nur wenig Kummer gemacht; aus dem Hause ihrer Eltern war sie in das ihres Gemahls gekommen, dem sie ihre erste Neigung, und der ihr eine geachtete Stellung, einen ehrenvollen Namen schenkte. Zwei liebliche Kinder erheiterten ihr Glück und fetteten sie vollends an die ungetrübte Gleichförmigkeit der Tage, an denen sie bald das Endziel aller Wünsche erkannte, ohne dabei der Erfahrung, dem wankelmüthigen Schicksal, der Verschiedenheit der menschlichen Seele Rechenschaft zu tragen, die zum Theil ein solches Loos unmöglich machen, zum Theil es aber auch von sich weisen.

Wie Viele müssen sich erst durchkämpfen durch die widerwärtigsten Verhältnisse, allerlei Hemmnisse, die jeden Fußbreit auf dem Wege des Lebens sich entgegenstellen, durch Sorgen aller Art, durch die unerwartetsten, unberechenbaren Schicksalsschläge, bevor sie am Ende zu einem Ziele gelangen, das bei näherer Prüfung noch nicht einmal nur den zehnten Theil dem

heitern Loose gleichkommt, das die Geheimräthin getroffen... Wie Viele gelangen nie zu diesem Ziele? Ihr erregter Geist verwirft von vornherein jede Ebenmäßigkeit der Tage, die Gleichförmigkeit der Stunden, und die Wellen ihres unruhigen Gemüthes zerschmettern ein solches Glück ohne Ueberlegung und Schätzung, wenn es sich ihnen nähert und sie einführen will in die Zellen eines friedlichen Hauses....

Therese, die stille ruhige Therese, war ihr Liebling, die Vertraute und die Vertrauende ihres Herzens, aber sie gab wenig, für das was sie empfing. Sie hatte ihr nur die kleinen gewöhnlichen Vorfälle im Hause, die in jedem Familienkreise mehr oder weniger sich ähneln, mitzutheilen; sie konnte ihr nur die Aufsicht der Kinder übergeben, die eine große Anhänglichkeit an die Tante bewiesen, denn sie hatte nicht mehr zu geben, ihr Herz war stets frei gewesen von jeder gewaltigen Erregung, von jener Gluth, die aus sich selbst neue Nahrung zieht und eine innere höhere Flamme wirft, die oft gefährlich wird, die Begierde anlockt, ohne daß sie angefacht zu werden braucht. Dagegen Therese! In dieser äußeren so ruhigen Hülle, in diesem stillen Blick der Augen lag das Räthsel der Sphinx, Tiefe, unergründliche Bedeutung lag in ihr, Gluth, Leben, Wunsch, ein energischer Wille, eine Welt

der Liebe, ihre Schauern, ihre Wonne, ihre Furcht, ihre Hingebung und Gewährung, alles das, mehr noch lag in dem kleinen engen Herzen, und sie wußte es erst — als sie dem Auge Geldern's begegnete.

Sie war die Vertrauende ihrer Schwester. O die kleinen Geheimnisse verschwieg sie auch nicht, die jedes Mädchen um die Weihnachtszeit, einen herannahenden Geburtstag herum, bei kleinen Ueberraschungen mitzutheilen hat; sie verschwieg auch so manches nicht, was sie zu wünschen hatte, von den kleinen Beobachtungen, die sie in Freundeskreisen gemacht, aber das tiefe unergründliche Herz, das blaue tiefdunkle Räthsel ihrer sinnenden Augen verrieth sie nicht. Das konnte ja die Schwester belächeln, wenn sie vor einem murmelnden Quell stand, und aus den geräuschvollen Melodieen des Wassers noch andere Weisen heraushörte, als die beliebte bekannte, den der Sturz verursachte und das Alles wahrnehmende und nicht empfindende Auge ergötzte. Wurde sie denn verstanden, wenn sie dem Rauschen in den Wipfeln der Bäume lauschte, die Blume sinnend betrachtete, die ihren Kelch weiter zu öffnen schien, wenn sie in das Herz derselben zu drängen suchte und ihr Auge tiefer und tiefer in die Blätter senkte?... Verstand man sie, wenn sie Nachts unter den herrlichen Eichen wandelte, die ihres Vaters

Garten begrenzten, und aus dem bleichen Antlitz des Mondes Gedichte sog, Gedichte ohne Worte, aber tiefempfundene herrliche Lieder, die nur ein Herz bedurfte, an das sie gerichtet werden konnte, um sogleich fertig, klar emporzuklingen zu den Sternen, aus denen Sehnsucht, heißes brennendes Verlangen ihre durstende Seele sog; ohne daß sie eine Erklärung fand in der leuchtenden Schrift da oben, von diesem unklaren Verlangen, das doch so heimlich-süß jeden Nerv durchschauerte?... Wohl hatte sie viel, unendlich viel zu vertrauen, aber sie that es nicht, sie fürchtete sich vor der Meinung der Welt, vor dem fragenden Blick der Schwester, die so die Wälder, Quellen und Sterne nicht liebte, sie fürchtete sich vor sich selbst — als sie eine Erklärung fand in Geldern, der die süßen Räthsel deutete, die ihr Herz nach dem Idealen, Ungewöhnlichem zog....

Die Räthin, auch jetzt ihrer wechselnden Stimmung folgend, mit einem Gedankenflug ihre Stellung ermessend, und von der liebenswürdigen Gutmüthigkeit verlassen, die sie Therese's Liebe zu einem ehemaligen Schauspieler dulden ließ, suchte das richtige Verhältniß wieder herzustellen und fragte abweichend: „Ich muß Ihnen eine kleine Buße auferlegen für ein Vergehen, daß ich Ihrem eigenen Erkenntniß überlasse.

Uns umgeben Strauch und Baumgruppen, willkommene Verstecke für den Lauscher, die Fenster des Hotels zeigen alle auf uns, das Herz meiner guten Schwester darf — sie betonte das letzte Wort — darf nicht mehr geben, als sie gegeben hat, abgesehen davon, daß es vielleicht schon zu viel des Geschenkes ist. Sie müssen büßen!"

„Ich höre!" antwortete Geldern demüthig, und erbleichend vor dem dunklen Sinn der letzten Worte, die seine ganze Heiterkeit zerstörten und aufs Neue seine Befürchtung erweckten. Er suchte einen Ersatz in Therese's Augen — sie hielt sie auf die Stickerei gesenkt, zu der sie wieder gegriffen hatte. —

„Sie waren Schauspieler," begann die Räthin, — ein Stand, der mich im Allgemeinen stets interessirte."

Die beabsichtigte Wirkung, Geldern's veränderte Stimmung, die ihr nicht entging, durch diese Bemerkung zu versöhnen, blieb aus, und sie fuhr nach einem kurzen Stillschweigen fort: „Es ist eine große herrliche Aufgabe, von der Bühne herab auf Geist und Gemüth des Zuschauers zu wirken. Es geht ein doppelter Zauber von der Dichtung aus, sobald sie uns Lebendiges schildert, und wirksam und nachdrücklich durch die öffentliche Darstellung unseren Sinnen ganz nahe

gebracht wird. Das Lebendige fesselt uns immer zunächst, es ist dem menschlich Sinnlichen am Verwandtesten, und wiederspiegelt uns selbst, wie wir sind, oder sein möchten, nicht sein wollen. Deshalb räume ich der Schauspielkunst einen großen Vorzug vor mancher anderen, so der Malerei ein, wenigstens da, wo ich blos dem Augenblicke leben will, denn die todte Darstellung der lebendigen gegenüber, das unbewegliche Bild läßt mich kalt, da ich anderntheils Warmes und Wahres aus der Welt der Bühne erkenne, die sich vor meinem Auge entfaltet, und in reicher Abwechslung gruppirt. Der Zug der Erkenntniß und der reizvollen Wahrnehmung, die uns an die Bühne fesseln, das menschlich Nahe, das uns aus diesem und jenem Ereigniß entgegentritt, die Verwandtschaft mit den Bildern des Familienlebens und der Leidenschaft, die uns verkörpert begegnen, das beredte Wort, das immer den Vorzug vor dem Gedruckten findet, alles das und noch mehr vereinigt sich zu einem Zauber, der es wohl erklärlich macht, daß so Viele, ich möchte fast sagen, alle Menschen, namentlich in jungen Jahren, den Drang in sich spüren, sich der Bühne zu widmen. Ob sich dieser Drang immer durch die That belohnt, ist allerdings eine Frage, die, wie ich zweifeln möchte, oft zur

Antwort erhält, daß auch hier, wie überall im Leben, Glück, Umstände, Beharrlichkeit entscheiden."

Geldern wußte noch immer nicht, wo die Räthin hinauswollte, merkte aber aus ihren Worten doch so viel, daß sie einen versteckten Vorwurf enthielten. Worauf sie diesen basirte, blieb ihm allerdings gleichfalls unerklärlich....

Das weibliche Herz ist ein seltsames wunderliches Gewebe. Die Räthin konnte es Geldern nicht verzeihen, daß er so oft seinen Lebensplan geändert und auch die Laufbahn eines Schauspielers so bald aufgegeben hatte, nachdem er doch, wie sie von Andern, die ihn gesehn, vernommen, die glänzendsten Proben seines Talentes mit allgemeiner Anerkennung abgelegt hatte. Es war ihr nicht fremd, wie in neuerer Zeit auch die materielle Seite des Standes sich bedeutend gehoben und daß eine sparsame Gegenwart auch die minder ergiebige Zukunft sichern könne. Sie folgte allerdings bei dieser Anschauung blind ihrer festgesetzten Ansicht, und kannte die Schwierigkeiten, die Stellung der verschiedenen Theater nicht. Sie hatte hier lediglich die königlichen Institute vor Augen, die eine so bestehende Organisation tragen, aber nur Wenigen das Glück der Aufnahme gestatten... Zudem kannte sie Geldern's Vergangenheit nicht. Sie wußte nichts von dem ar-

gen Zwischenfall, der ihn bestimmte, eine eingeschlagene Laufbahn, in der er noch keine rechte Befriedigung fand, aufzugeben; nichts von Lucinde, nichts von den tausend Widerwärtigkeiten, die das Theater, eine Welt für sich, in sich schließt, und die das Auge des Laien nie klar sehen kann, so oft und so mannigfaltig sie ihm auch erklärt und auseinander gesetzt werden. Man muß selbst der Bühne angehört haben, um diese Behauptung gerechtfertigt zu finden...

Auch Therese blickte jetzt aufmerksamer auf ihre Schwester, die fortfuhr: „Eine kleine Eitelkeit, Neugierde, nennen Sie es wie Sie wollen, bestimmen mich zu einer Bitte."

„Eitelkeit?" fragte Geldern.

„Ja. Man sieht Sie in unserer Gesellschaft, man bemerkt es, ich möchte auch, daß man uns beneidet."

Diese Worte sollten ein gelinder Balsam auf die Wunde sein, die sie ihm vorhin durch ihre Bemerkung geschlagen.

„Nun?" fragte Geldern, immer aufmerksamer.

„Zuvor versprechen Sie mir, meine Bitte auch zu erfüllen." Die Räthin senkte die Arbeit in den Schoß und sah ihn lächelnd an. „Es ist nichts, was Sie beunruhigen könnte, aber wogegen Sie vielleicht Einwände erheben möchten. Ich will diesen vorbeugen,

und darum geben Sie mir vorher Ihr Wort, es zu halten."

„Wohin könnten Sie mich mit Ihrer Bitte entführen!" wandte Geldern ein — „Wer weiß, kann ich sie auch erfüllen."

„Gewiß! Ich würde das Unmögliche, selbst das Schwierige nicht verlangen. Betrachten Sie es als eine Caprice, eine Laune, nur geben Sie mir Ihr Wort und Ihre Hand."

„Nun denn! Hier!" er reichte ihr die Hand, die sie lebhaft ergriff.

„Aber ohne Umschweife!" bemerkte sie nur noch.

„Mein Wort darauf!" —

„Ich halte Sie fest. Sie sollen für uns Beide, Therese und mich, eine Probe Ihres Talentes ablegen. Ich wünschte Sie einmal in einer Rolle auf der Bühne zu sehen."

Rasch entzog er ihr seine Hand. Sein Gesicht überzog ein dunkles Roth, um sogleich einer tiefen Bläße Platz zu machen. Verwirrt und unstätt suchte sein Auge herum, und bald heftete es sich auf Therese, bald auf die Räthin und das mit einem eigenthümlichen Ausdruck. Er sprach kein Wort, aber eine zuckende Bewegung seines Mundes, das Zittern seiner Hände verriethen seine innere Erregung.... Man hatte

an sein Geheimniß getastet, ohne es zu wollen und zu ahnen. —

Die Räthin bemerkte seine Aufregung, betrachtete sie aber nur als Folge einer vielleicht großen Abneigung, und sie reizte mehr ihr Verlangen, als daß sie es dämpfte. Auch Therese wurde von dem Gedanken angeregt, und sah mit einem bittenden Lächeln auf Geldern, der, immer noch nicht gesammelt, überlegte, wie er der Erfüllung des gegebenen Versprechens entgehen könne, aber so viel Einwendungen er auch, als er endlich Worte fand, dagegen aufstellen mochte, sie scheiterten alle an der Beharrlichkeit der Damen, die nun ihr Verlangen durchaus nicht aufgeben wollten.

„Aber ich habe dem Theater ein- für allemal entsagt," rief er lebhaft aus, „und mir in einer gefährlichen Stunde meines Lebens, wo alle Widerwärtigkeiten der Bühnenwelt auf einmal auf mich eindrangen, gelobt, nie wieder eine Rolle zu spielen."

„Was kann Ihnen so Bedeutendes denn begegnet sein?" entgegnete dringend die Räthin — es wird eben nicht viel mehr gewesen sein, als eine Unruhe des Herzens, oder Zerwürfnisse mit der Direction und Ihren Collegen. Das alles fällt hier weg, Sie stehen auf fremdem Terrain, unter Verhältnissen, die Sie ganz unberührt lassen, Sie denken nur an sich, und spielen

für uns, das andere Publikum sei für Sie gleichgültig. Zu was übrigens auch noch die vielen Einwände, ich habe Ihr Wort, und ich halte Sie für den Mann, der es zu halten weiß."

„Gewiß, liebster Geldern," fiel Therese dazwischen ein — „Sie verpflichten auch mich, wenn Sie sich bestimmen lassen. Es würde mir eine große Freude gewähren, Sie einmal auf der Bühne zu sehen. Ich weiß so manche Rolle, die sich für Sie eignen muß, und daß Sie an mir eine aufmerksame Zuhörerin finden, brauch' ich Ihnen wohl nicht zu verbürgen."

„Ich fürchte mich," sprach Geldern dumpf, kaum vernehmlich, dann lauter: „Gut, ich werde mein Wort lösen."

„Aber bald!" fielen beide Damen ein — „denn am 1. September verlassen wir Hallan."

„Am ersten?" fragte Geldern erschrocken, mit einem Blicke auf Therese — „das sind noch vierzehn Tage! Also scheiden? Unwiderruflich scheiden, und keine Hoffnung des Wiedersehns?" — Seine Stimme bebte, und kaum vermochte er den gewaltigen Schmerz zu unterdrücken, der sein Herz zusammenpreßte. Jetzt erst fühlte er, wie theuer ihm Therese geworden war.

Die Räthin schwieg, und Therese wagte nur schüchtern zu entgegnen: „Ich gebe sie nicht auf. Es

ist nicht möglich, daß wir uns kennen gelernt haben, blos um zu sagen: es war ein Mensch mehr, dem ich im Leben begegnet bin; wir reichten uns die Hand und schieden, nachdem wir unsere Seelen an einander verloren. Sie haben die meine, Geldern, wie hart auch das Schicksal sich uns jetzt zeigen mag, ich gebe die Hoffnung nicht auf, sie Ihnen einst wieder abzufordern." —

Auch ihre Stimme bebte, und eine Thräne fiel leise herab auf ihre zitternden Hände, die sie vor sich faltete, als wollte sie ihm das Leid abbitten, das in ihren Worten lag...

Er sah kaum. Ein Schleier senkte sich düster über seine Augen, das Blut in seinen Adern stockte, und kaum bewußt sprach er: „Man sagt, Sie sind Braut?"

Die Räthin sah bedeutungsvoll auf Therese, die mühsam einen leisen Schrei unterdrückte... Niemand antwortete ihm....

Er hob das Haupt und blickte um sich starr und wie abwesend mit seinen Gedanken. Sein Antlitz war unendlich bleich... tiefes, großes Elend sprach aus seinen Zügen...

„Die Welt des Herzens!" murmelte er vor sich hin... Es klang so bitter und weh, es schnitt wie ein Messer in seine Brust.... „O ewiges Räthsel,

wenn wirst Du Dich lösen! wenn wirst Du aufhören mich zu quälen — ich bin so satt und so müde, die Verwicklungen eines grausamen Schicksals zu lösen. Es ist wahr, sie ist Braut! Ein Engel der Lüge — sie trägt sein Antlitz." —

„Ei, ei, so wortarm und still!" rief der Doctor Thalheim, der unbemerkt hinzugetreten war. —

Die Damen fuhren erschrocken empor, nur Geldern blieb gleichgültig und veränderte nicht seine Stellung.

Unbekümmert und Einen nach dem Andern betrachtend, fuhr der Doctor fort: „Was ist denn vorgefallen? Meine lieben Nichten sind doch sonst so laut, und in diesem Augenblicke erwidert man nicht einmal meinen Gruß?"

„Es hat für Sie kein Interesse, lieber Oncel" — entgegnete die Räthin — „was hier gesprochen wurde. Es ist zu ernst, und würde Sie nur mit in eine trübe Stimmung versetzen, wollten wir es Ihnen erzählen. Sie sind ja kein Freund der Trauer, und gehen ihr überall aus dem Wege."

„Was, sollte ich meinen, sehr vernünftig ist."

„Es hat nicht Jeder die Kraft, die Vernunft überall voranzustellen, Oncelchen. Ueberdies sollte ich meinen, kommen wohl Momente, in denen auch der Stärk-

ste unterliegt. Man kann das auch dann noch nicht immer als Schwäche bezeichnen. Es wäre eigenthümlich — eine Welt von nur Starken. Ich möchte dann wohl das gegenseitige Aufreiben, Bekämpfen und Zerschmettern mit ansehen. Lassen Sie sich genügen, daß zwei Drittheil der weiblichen Bewohner zu den Schwachen gehört."

Die Räthin war nicht ganz frei von einem kleinen Groll gegen den Doctor, der nicht aufhörte, sie, Therese und Geldern zu fixiren. Er antwortete mit dem stereotypen Lächeln: „Ihr seid meine Nichten, und Eure Verhältnisse sind mir bekannt. Sie sind nicht schlimm, eher glücklich zu nennen, und daher begreife ich Deine Worte nicht, liebe Auguste. Woher die Veranlassung zu so trüben Ergießungen? Sollte Herr Geldern vielleicht sie hervorgerufen haben?"

Der Genannte blickte auf und begegnete dem Auge des Doctors, der immer lächelnd, einen Stuhl ergriff und sich an seine Seite setzte. Unwillkührlich rückte er von ihm weg, was den Doctor, der ohnehin sein Freund nicht war, nur noch mehr erzürnte und zu der Bemerkung veranlaßte: „Haben Sie seitdem Madame Dorbach öfter besucht?"

„Seit wann?" fragte Geldern.

„Nun, seit jenem Abende, an dem das Concert

stattfand und Sie mit ihr das Rendezvous, dort unter jenen Bäumen, hatten."

„Seit jenem Abende," erwiderte Geldern mit eigenthümlichem Ausdruck, aber ohne den Ton zu erheben — „verlor ich so viel, daß ich Ihnen auch leicht den Verdacht verzeihen kann, der mich entehren soll."

„Nun, nun, meinte der Doctor, den Kopf auf seinen Stock senkend, den er mit beiden Händen vor sich hinhielt — Es ist kein Verdacht, der entehrt, wenn man Jemand Ihres Standes mit einer reichen Dame in Gesellschaft sieht." —

„Herr Doctor!" Geldern sprang auf und heftete einen glühenden Blick auf Thalheim — „die gemeine Bosheit kann ich verzeihen, wenn sie uns von der Gemeinheit entgegentritt, aber wenn sie von der Bildung ausgeht, nenn' ich sie Verworfenheit und greife zu den Waffen, die mir die Ehre in die Hand gibt. Was heißt das „Jemand Ihres Standes?" Bezeichnen Sie damit eine Coterie, oder nur mich, der ich kein Vermögen besitze, und den Sie gern zum Proletariat werfen möchten, das Sie jetzt verachten und zu deren Protector Sie sich seiner Zeit aufwarfen? Es hat Ihnen nicht gefallen wollen, daß ich Schauspieler gewesen bin. Der Rollentausch sollt' ich meinen, hat sich auch noch in andern Sphären bemerkbar gemacht. Wo er ver-

derblicher wirkt, ob da, wo man mit dem Costüme auch die Maske abwirft, oder da, wo er sich hinter ein stereotypes Lächeln verbirgt und festsetzt, lass' ich unentschieden. Sie sind Arzt. Fluch Ihren Heilmitteln, wenn Sie die Seele nur nach dem Gelde abwägen, und den Mangel gewissenlos den Versuchen opfern, die Sie mit Ihren Giften anstellen. In meiner Brust ist etwas, das sich gegen die harten Worte sträubt, aber ich muß sie aussprechen, diesen Damen gegenüber, die mich mit so liebenswürdiger Zuvorkommenheit in ihren Kreis gezogen. Beleidigungen in Ihrer Gegenwart würden mich entehren, wenn ich sie geduldig ertragen wollte, sie würden den Verdacht, den Sie auf mich werfen wollen, zur Gewißheit erheben. Ekel dem Manne, der seine Ehre einer Begierde verkaufen könnte, die das Alter mit Gelde bezahlen möchte." —

Das Gesicht des Doctors spielte in allen Farben, bald roth, bald weiß. Diese Leidenschaftlichkeit hatte er in Geldern's sonst so gemessenem Wesen nicht vermuthet, und seine Ueberraschung wuchs in einem eben so hohen Grade, als sein Zorn, den er nur mühsam zu unterdrücken im Stande war. Er scheute jedes laute Wort und fürchtete den öffentlichen Streit bei dem seine wirkliche oder eingebildete Würde Gefahr lief, verletzt zu werden, und wie es hier der Fall mit

Geldern war, der rücksichtslos, aufs Tiefste empört, ganz vergaß, daß er auch noch andere Zeugen dieses Auftritts herbeirufen könne, denn die Promenade führte nur wenige Minuten vor dem Platze vorbei, auf welchem sich die Scene ereignete. Glücklicher Weise wurden seine Worte von den Musikklängen des Concertes, das wie gewöhnlich auch diesen Morgen stattfand, übertäubt, und sonst war Niemand gegenwärtig.

Der Doctor las in den Augen seiner Nichten keine Zustimmung zu seinem Benehmen, wozu ihm Geldern niemals Veranlassung gegeben, und das eben nur aus der gehässigen und mißtrauischen Seite seines Characters entsprang. Therese blickte ängstlich auf Beide und suchte Geldern durch einen bittenden Blick zu besänftigen, und nur die Räthin, obgleich sie ihrem Oncel nicht beistimmte, zürnte auch Geldern, dem sie im Stillen die allzugroße und unerwartete Heftigkeit nicht ganz vergeben wollte.

Sie sagte sich leise, daß die Gegenwart von Damen immer einige Rücksicht gebiete, gestand sich aber nicht, daß auch sie, vielleicht durch ihren Oncel influirt, einen Unterschied in ihrer und Geldern's Stellung mache, und das daraus hauptsächlich die Quelle ihres leisen Grolles entsprang. —

Es ist aber so eigen als wahr, daß auch die sonst

edelsten Frauen gewissen Vorurtheilen unterliegen, und hierin den Männern nachstehen. Diesen ist es gleich, was der Freund für eine Stellung im bürgerlichen Leben einnimmt, wenn er im übrigen nur sich als solcher bewährt und die Harmonie der Freundschaft zu erhalten weiß; niedrige gemeine Denkungsart kennt einen Unterschied. Bei den Frauen erhebt den Mann Stand und Rang immer, es ist eine große Stufe mehr, die zu ihrem Wohlwollen führt, und sie gewöhnen sich nur selten daran, einem Manne, dem jene augenfälligen Eigenschaften fehlen, die volle Berechtigung ihres Umganges zuzugestehen. Es schlummert immer im Hintergrunde ihres Herzens ein Wunsch, den ein solcher Mann, und adele ihn Geist und Gesinnung noch so sehr, unerfüllt läßt, und sie zeigen das auch deutlich bei vielen Gelegenheiten; zum Beispiel bei der Art einer Vorstellung, wo sie der einfache unberühmte Name eines Mannes, der ihnen doch sonst nicht unwerth ist, nicht mit jener Befriedigung erfüllt, die ihnen ein prunkvoller Titel gewährt.

Das in der Freundschaft, die denn überhaupt bei Frauen eine untergeordnete Stelle einnimmt, und niemals den hohen Grad erreicht, wie es bei Männern oft geschieht. In der Liebe freilich ist das anders. Hier gleicht sich Gefühl gegen Gefühl aus, und nicht

selten überragt das Weib den Mann, den nie, oder doch wenigstens in den seltensten Fällen die Liebe so ganz ausschließlich ausfüllt, daß er darüber alles Andere vergessen wird...

Geldern, der arme unglückselige Geldern! Er war in diesen Kreis hineingetreten, bangend und zagend, wie ein Kind, das sich unter Fremden befindet, gewaltsam die Verlegenheit zurückdrängend, hingegeben einer neuen Regung, die er nie wieder zu empfinden geglaubt hatte. Und man war ihm entgegengekommen! Therese, mit der ganzen Lieblichkeit ihres Wesens, zauberte sich schnell in seine Seele, und sie nahm dafür sein Bild auf, und läugnete nicht, daß sie ihm gehört hatte vom Augenblicke der ersten Begegnung an. Sie hatte es ihm ja gestanden, ihm auch gesagt, daß sie die Gedichte mit zitternder Erwartung empfangen, daß sie ihm nicht gezürnt über die Zeilen, in denen er unverhüllt seine Empfindungen dargelegt hatte. Sie erwartete, daß er kam; sie dankte ihm, wenn er erschien. Ihr Blick flog ihm entgegen, wenn er sich zeigte, und suchte ihn auf, wenn er fehlte. Und nun, das alles Täuschung! Abermalige doppelte Täuschung, und um so bitterer, als sie die Miene der Unschuld, der reinsten Wahrheit trug, um so herber, als er zerrüttet, nieder-

gebeugt, sich noch nicht erholt hatte von dem tiefen Fall, den ihm die erste Liebe bereitet...

Drei Jahre, qualvoll, peinlich, hatte er den Schmerz mit sich getragen, er dürstete nach Linderung, Vergessen — er glaubte beides zu finden, er lächelte... zögerte... drängte... er gab sich hin — und ein zweiter tieferer Sturz erwartete ihn. Wohin sollte er sich nun retten, wohin fliehen mit seinem großen gewaltigen Leid? Er klagte sich an der Untreue gegen sich selbst, gegen die erste Geliebte, er verzweifelte an seinem Schicksal, er sah nirgend Vertrauen und Glauben mehr, er fing zu hoffen an — daß er zu fürchten aufhören könnte... Dieser Gedanke lockte noch ein Lächeln auf sein Antlitz hervor, ein recht wehmüthiges bedeutungsvolles Lächeln... man lächelt so, wenn man einen Kranz der Liebe auf das Grab eines theueren Todten legt, oder wenn man sich an ihre Seite träumt. Man vergißt den Schmetterling davor, der gaukelnd um den Rosenstrauch flattert, der wieder kosend mit dem Winde die Blätter erhebt; die Sonne, die herunterlacht, das Summen und regsame Treiben in der Luft; die lachenden Kinder, die spielend sich an einander drängen, haschen und wieder fliehen; man vergißt das Leben ringsherum, man ist arm mitten in dem großen Reichthum der Natur, arm, entsetzlich arm... Es ist ein Stück aus

der Welt des Herzens, das Lächeln die Erwartung, wie sich die Tragödie enden wird, die bereits unsere Seele zerschmettert hat...

Dazu nun noch die Dazwischenkunft des Doctors!

War es ihm denn noch möglich, sein Herz tiefer zu demüthigen? Konnte Geldern's Schmerz noch erhöht werden?... Menschen wie er, verstehen nicht die Demüthigung die der Reiche dem Armen anthun kann, sie sehen darin keine Beleidigung, daß sie die Mißgunst des Schicksals nicht erhob, nicht reicher beschenkte, als durch Geist und Gemüth... Es war unverantwortlich, unklug, ihn da anzutasten, wo er nicht zu treffen war, und der Doctor hatte nichts erreicht, als daß er Geldern's Entrüstung hervorrief und selbst gedemüthigt wurde, wo er zu demüthigen den Vorsatz hatte.

Die Räthin unterbrach zuerst das peinliche Stillschweigen, das den Worten Geldern's folgte, der jetzt, versunken in eine Welt von Gedanken, mit gekreuzten Armen, den Blick zu Boden gesenkt, sinnend vor sich hinblickte und alles ringsumher vergessen zu haben schien.

Zu beiden Männern gewendet, sagte die Räthin, für jetzt nur bemüht, das gestörte Einvernehmen wieder herzustellen: „Herr Geldern hat uns vorhin ein

Versprechen gegeben, das auch Sie, lieber Oncel, mit Vergnügen hören werden."

„Nun?" fragte der Doctor, zu seinem Gegner hinüber schielend.

„Er will uns eine Probe seines Talentes ablegen und eine Gastrolle auf dem hiesigen Theater geben."

„Ei, der Tausend!" rief der Doctor, dem nichts willkommener kommen konnte, da er dieses Zurücktreten in Geldern's frühern Stand für eine Stufe der Entfernung mehr nahm, die er zwischen ihm und seinen Nichten wünschte. Heiter fuhr er fort: „Ich habe schon viel von Ihrem Talente gehört, Herr Geldern, ich bin überzeugt, daß Sie ihren Ruf im doppelten Grade rechtfertigen werden. Und im Grunde, es weckt vielleicht Ihre verlassene Thätigkeit, facht die Lust wieder an, zu einem Stande zurückzukehren, der so vieles Angenehme bietet. Sie bekommen die Gelegenheit zu reisen, Menschen kennen zu lernen, erhalten Zerstreuung, erweitern Ihren Geist. Keine Kunst führt so sehr ins Leben ein, als die Schauspielkunst; man dringt in alle Zweige desselben und kann mit Genugthuung seine Erfahrungen gestalten. Ich spreche hier natürlich von dem denkenden Künstler."

Er erwartete eine Antwort; sie erfolgte aber nicht.

Noch immer verharrte Geldern unverändert in seiner Stellung, die Worte des Doctors, die so viel Schmeichelhaftes enthielten, waren verloren.

„Vielleicht aber" — sprach jetzt Therese in einem Tone der innigsten Theilnahme, sich gewaltsam losreißend von einer Fülle von Gedanken, die auch sie beschäftigt hatten — „vielleicht hat Herr Geldern seinen Entschluß aufgegeben. Wir haben sein Versprechen nicht gerade auf die redlichste Weise zu erreichen gewußt. Unser, nach Frauenart launenhafter Wunsch wird vielleicht ernsteren Gründen weichen müssen."

Der bekannte melodische Ton erweckte ihn aus seinem Nachdenken. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er etwas verscheuchen, und lauschend horchte er ihr, die ihn so einzunehmen gewußt hatte.

Er sah alle Blicke auf sich gerichtet, aber er schwieg, und nur erst nach einer Pause, in der er sich alles zurückzuführen schien, was ihm eben begegnet war, mit einer Stimme, der man es anhörte, daß die Seele keinen Theil daran hatte, so ton- und marklos klang sie, sprach er langsam: „Ich werde spielen!" —

Hierauf nahm er seinen Hut und verabschiedete sich, ohngeachtet ihm der Doctor nachrief, und die Räthin ihn bat, zu bleiben.

„Ich werde wiederkehren, gewiß!" entgegnete er

lächelnd, kalt, das Auge von Therese gewendet, die ihn mit ängstlicher Beklommenheit, die sich bis zu einer fieberhaften Aufregung steigerte, betrachtete...

Er ging... Sie sprang auf und eilte ihm nach.. Mehr verwundert als überrascht blieb er stehen.

„Ich muß Sie sprechen, allein, heute Abend... auf dem Fußwege, der durchs Feld nach dem Walde führt!" flüsterte sie ihm mit odemloser Hast zu.

Er antwortete nicht und verfolgte seinen Weg... Sie drohte zu sinken... die Räthin und der Doctor fingen sie auf und brachten sie zu ihrem Stuhle zurück...

Sie erholte sich bald, aber kein Wort kam über ihre Lippen, nichts entgegnete sie auf die Ermahnungen der Schwester, nichts auf die Vorwürfe ihres Oncels, der ihr ernstliche Vorwürfe machte und ihr Betragen geradezu unverantwortlich nannte.

Das Auge umflort, die Hände matt herabgesunken, blickte sie immer wieder auf die Stelle, wo Geldern gestanden, von wo er sie eben verlassen hatte. Auch dann fand sie keine Worte, keine Silbe der Entgegnung, als der Doctor grausam genug sie an das Verhältniß zu ihrem Bräutigam erinnerte....

Drittes Buch.

Es war ein stiller milder Abend, eine Feierstunde der Natur. Kein Hauch regte sich in der Luft, müd und schläfrig senkten die Bäume ihre Aeste und Blätter; sie erwarteten den Herbst und fanden keinen Laut der Begrüßung für den traurigen Vorboten des Winters. Leise, geräuschlos, fiel nur hie und da ein Blatt herunter und legte sich auf die Erde. Es sah recht fahl und gelb aus, so recht wie ein welkes Herz, das einen kurzen Frühling hatte, und nun alle Hoffnungen und Wünsche abgestreift hat, die doch eigentlich das Leben bilden.... Viele Blumen, die den Tag über recht neugierig ihre Blätter entfalteten, schlossen ihre Kelche und sannen über das Gehörte und Gesehene jetzt nach.. Da mochten sie wohl über Manches zu sinnen haben, was auch die Menschen nicht immer begreifen, und

was sie selbst zu thun nur zu sehr geneigt sind, das Schlimme oft und immer voran, das Gute freilich selten genug und stets hinten nach. Es mochten wohl auch darunter sein, die es bedauerten, daß sie sich nicht mittheilen konnten und unbeweglich bleiben mußten. Die Blumen sind wie die Menschen, sie flüstern so gern mit den Nachbarn und lieben den Wind, der ihnen die Zwischenträgereien erleichtert, wenn er nur nicht gar zu rauh verfährt... Auch die Vögel verstummten, recht liederliche darunter, die den ganzen Tag umherschweiften und verdrossen heimkehrten in ihre Nester, wo die Jungen und das Weibchen fehlte und gar keine Wirthschaft mehr herrschte. Sie duckten sich dann auch und ließen das Singen, das sie vom frühen Morgen an in fremder Gesellschaft in leichtfertiger vergeßlicher Weise hatten ertönen lassen.. Sie waren wie alte Junggesellen, die blos des Abends nach Hause kommen und dann verdrossen sind, daß Ihnen Niemand freundlich entgegenkommt...

In den Feldern draußen war alles abgemäht, die goldenen Aehren füllten die Scheunen, und wo sie gereift waren, breitete sich Unkraut aus und mischte sich unter die Stoppeln. Auch hier war es still und einsam, und nur zuweilen erweckte ein leises Geräusch ein flüchtiger Hase, oder ein Hamster, der fleißige Nachle-

ser auf den beraubten Aeckern. — Die Sonne warf ihre letzten glührothen Strahlen herab und verschied. Ein Rosenschimmer legte sich auf die weißen Wolken, die hoch oben schwebten, regungslos, als faßte sie Bewunderung — bis sie die Dämmerung in ihrem dunklen Schoße verhüllte…

Gegen den Wald hin, von zwei verschiedenen Seiten, begegneten sich zwei Gestalten. So viel die duftige Dämmerung aus der Ferne erkennen ließ, war es eine dicke runde Masse von auffallender Beweglichkeit, die mit den Händen die Luft nach allen Richtungen hin durchsägte, und die andere, dünn wie ein Haarseil, verrieth durch ihre Kleidung eine Frau. Beide, nachdem sie sich mit vielem Aufwand von Ceremonien begrüßt, was namentlich von Seiten des Mannes geschah, der ungeachtet seiner gewichtigen Schwerfälligkeit den Hut mit kecker Virtuosität regierte, gaben sich den Arm, und verschwanden im Dunkel des Waldes..

Bald darauf zeigte sich Geldern auf dem Feldwege. Langsam kam er von der Stadt her, die er eben verlassen, nachdem er den ganzen Tag ihre Straßen durchwandert hatte.

Niedergebeugt, recht elend fühlte er sich von dem Auftritte am heutigen Morgen. Er war von der Gesellschaft in einem Zustande halber Bewußtlosigkeit ge-

gangen, kaum berührt von den Worten Therese's, aus denen Liebe und Besorgniß sprach, die Trost und Hoffnung nicht ausschlossen, aber er hörte sie nur, wie ein Schlafender, der eben aus schweren Träumen erwachend, sich nicht gleich in die Wirklichkeit finden kann.

Er ging, ohne Willen, ohne Entschluß, er ließ sich forttragen von seinen Füßen, und staunte, als er sich aufblickend, mitten im Gewühle des Straßenlebens fand. Er besann sich dann auch erst nach und nach, was ihm denn eigentlich begegnet sei, er zwang sich zum Denken, klar zu denken, und das dumpfe Hinbrüten abzuschütteln, das so gefährlich ist, das zerstört, ohne daß man es fühlt, ohne daß man weiß, wo die Zerstörung begonnen hat. Es hielt auch schwer, daß er sich von diesem bleiernen Drucke befreite, der seine Seele in einer Finsterniß hielt, die keinen Lichtpunct hat, und nur das Leben um ihn, die laute Aufforderung zur Theilnahme, wenn auch nur mit Aug' und Ohr, lösten nach und nach die engen Fesseln, die seinen Sinn bis zu dem Grade zusammen geschnürt hatten, wo der Wille aufhört und Ein Gegenstand, fixirt, Sinn und Herz zermattert, immer enger umgeht, bis er beide mit dem Stachel der verderblichen Ausdauer durchbohrt...

„Es ist der Weg zum Wahnsinn!" rief Geldern

erschrocken und in fieberhafter Aufregung — „hinweg, und ins Leben! Die Einsamkeit tödtet!“ —

Er drängte sich hin, wo es am lautesten herging, er suchte die dichtesten Gruppen auf, mischte sich unter die Arbeiter in den Fabriken, sprach mit ihnen, forschte nach allen Maschinen, ließ sie sich erklären, und willkommen war es ihm, wenn er auf Jemanden traf, der Zeit und Lust hatte, sich mit ihm in ein längeres Gespräch einzulassen.

So lernte er manches kennen und die Stunden vergessen, aber es gewährte ihm keine Befriedigung, er wurde die Sorge nicht los, so viel Mühe er sich auch gab, sorglos zu werden und zu erscheinen. Freilich hatte er so viel gewonnen, daß seine Gedanken nicht mehr unter dem dumpfen Drucke lasteten, der zur Zerstörung der Sinne führt, aber er hörte doch nur Worte, sein Auge sah nur Gegenstände, seine Seele hatte daran keinen intensiven Theil, sie hing flatterhaft an den Wahrnehmungen und nahm sie nur zerstückelt auf...

Erschöpft, ermattet, übersättigt von dem Gewirre der Außenwelt, mahnte ihm der hereinbrechende Abend an die Zusammenkunft mit Therese. Sollte er gehen? Er fragte es sich und schüttelte mehrmals das Haupt. Was wird sie mir zu sagen haben? dachte er — doch

nur die Wahrheit. Sie kann sie mir nicht verbergen, und ich will auch nicht, daß sie es könnte. Es sollte mir Leid thun um den Ausdruck ihres Gesichtes, der Unschuld und Treue verbindet. Aber, wenn das ist, wenn ihr Antlitz nicht lügt, warum verbarg sie mir, was sie mir im ersten Augenblicke unserer Begegnung gestehen mußte? Es war ihre Pflicht. Freilich, was frägt der Mensch darnach, wenn etwas sein Auge und Ohr kitzelt. Es schmeichelte vielleicht ihrem kleinen weiten Herzen, daß sich von neuem Jemand fand, der das schöne Gebilde eines Weibes in ihr verherrlichte. Gute Therese, das ist ein schlechter Triumph. Die Allgemeinheit sorgt hinlänglich dafür, daß es geschieht, und es thut mir weh, daß du mich zu ihr gesellen willst, ich, der doch darnach strebte, aus ihr herauszutreten, durch deinen Umgang, in deinem Anschauen höher hinaufzusteigen in Regionen, die ich deiner würdig hielt. Es kam auf einen schwachen Versuch an; du hättest entweder zögern müssen, deine Gunst aufzugeben, oder nie damit anfangen sollen. In deinen Gesprächen mit mir zeigtest du viel Herz, viel Verstand, und ich lauschte dir so gern, da ich gewinnen konnte und mehr noch von dir lernen wollte. Du sagtest dann mitunter wohl auch, es sei umgekehrt, ich sei dein Lehrer, gutes Kind, die Liebe gefällt sich in einem schö-

nen Wettstreit, wodurch der Andere gewinnen kann, aber du hättest doch wohl auch dafür sorgen können, daß wir Beide nicht alles auf einmal wieder verlieren, und mehr als alles, was wir ausgetauscht haben an Meinung und Ansichten... Beide?... Weiß ich denn schon, ob auch du etwas verlierst? Nach dem was der heutige klare Morgen gebracht, den ich mit neuer Bewunderung für den Schöpfer begrüßte, möchte ich fast daran zweifeln. Die Klarheit hat sich recht garstig umgewandelt, und der blaue Himmel, das Grün der Bäume wollte mir weniger gefallen, ungeachtet sie sich nicht veränderten... Eigen, eigen, daß Ansichten fallen und steigen mit der veränderten Liebe... Bist du gewaltig, erhöhst du auch uns, alles, was uns umgibt; sinkst du, wir sinken mit.." Manchmal, o ja, da gibt's auch noch einen Fall, der kein Aufkommen mehr hoffen läßt... Blauer Himmel, Grün der Bäume, wie habt ihr Euch so rasch verändert! Ein giftiger Hauch muß über Euch hinweggegangen sein und trübe Spuren hinterlassen haben. Oder, seht ihr meine Geliebte noch nicht? Bereitet Euch vor und laßt das Grollen — zürn' ich ihr doch nicht. —

Inzwischen war Geldern, diesen und ähnlichen Gedanken nachhängend, bis zum Saume des Waldes gelangt. Er sah sich nicht um, bemerkte nichts auf sei-

nem Wege; zu sehr mit seinem Innern beschäftigt, hatte er keinen Sinn für die Schönheit des Abends, die ihn sonst in anderer Stimmung gewiß angeregt haben würde. Er hoffte auch nicht einmal, daß Therese kommen würde, er hatte keinen Wunsch, daß es geschähe, er war gleichgiltig bis zur Erschöpfung, kein Nerv in ihm angespannt, er hatte nur ein Bedauern — daß die Zeit so entsetzlich langsam eile…

Er warf sich ins Gras und blickte der Abendröthe nach, die den Horizont umsäumte. „Da geht sie hin" — murmelte er vor sich hin — „die so viel Sorgen mit ansehen konnte, unbekümmert, sorglos, und nur besorgt, schnell dahin zu kommen, wo sie den Tag zu verkünden hat, damit ihr auch da nichts entgehe. Neugierige herrliche Sonne! In der Frühe findest du uns gestärkt, ermuntert für den Lauf der Begebenheiten, und am Abend fliehst du erschrocken über unser bleiches Gesicht, und überlässest dem blassen Mond das traurige Geschäft, Schatten auf Schatten zu häufen. Er ist dein Abglanz, das volle Licht verbirgst du, wie wir uns verloren haben, ein Stück unseres Herzens, das wir von der Zeit zurückerwarten. Du kehrst wieder, gewiß! Wir?… Oft niemals, häufig schleppen wir uns dahin wie Sclaven unter Last und Bürde, selten kehren wir ganz wieder zu uns selbst zurück; Zufall,

Schicksal und Menschen sorgen dafür, daß die Kraft uns verläßt... Es gibt nicht so viel weise und kluge Thoren, die sich mit allem möglichen Nützlichen beschäftigen; das Nützlichste übersehen sie — dem Tode vorzugreifen, und einen Arzt der Seele zu schaffen. Der müßte sein, da doch einmal Leben unsere Bestimmung und es Vergehen, wenn nicht gar Verbrechen heißt, selbst seine Laufbahn abzukürzen." —

Er hatte die letzten Worte laut gesprochen, sie wurden von Therese gehört, die von ihm unbemerkt, herangekommen war. Längst hatte sie ihn erwartet, den Wald umgangen, um ihn zu finden, und betrübt schon die Hoffnung aufgegeben, daß er erscheinen würde, jetzt fand sie ihn, und ein leises Lächeln der Zufriedenheit verklärte ihr Antlitz.

Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und nannte seinen Namen. Er sah empor, stand langsam auf und blickte ihr ins Gesicht. Sie war sehr bleich, man konnte erkennen, daß ein harter Kampf diese milden Züge getrübt, daß sie viel geweint haben mußte, heiße brennende Thränen, tief aus dem Innersten heraus, aber sie war sehr ruhig und still, und mitleidig legte sich die verschwimmende Abendröthe auf ihre Wangen, als wollte sie die Rosen ersetzen, die dort fehlten...

„Sie kommen?" fragte er gerührt, und schneidend

fuhr es ihm durch's Herz — nie hatte er sie mehr geliebt, als in diesem Augenblicke, da sie einer Heiligen gleich, so sanft und demüthig vor ihm stand...

„Ja, Hugo, weil ich fühlte, daß ich kommen mußte."

Es drängte ihn, ihr zu Füßen zu stürzen — zum ersten Male nannte sie ihn bei seinem Vornamen... „Dank, innigen Dank, Therese!" rief er bewältigt, kaum fähig, die Thränen der Wehmuth und Freude zu unterdrücken.

„Zuvor müssen Sie abwarten, ob ich ihn verdiene" — entgegnete sie kopfschüttelnd, mit bewegter Stimme — vielleicht hab' ich Sie um Verzeihung zu bitten."

Ein Seufzer begleitete die Worte, während sie fortfuhr: „Ich hörte Sie etwas von Verkürzung des Daseins sagen, ehe Sie mich weiter hören, versprechen Sie mir, Hugo — sie stockte und sah ihn innig an.

„Was?" fragte er, in ihrem Anblick verloren.

„Daß" — vollendete sie — „mögen Sie auch das Härteste erfahren, Sie nie diesem Gedanken mehr nachhängen wollen, ihn von jetzt an für immer aufgeben. Menschen, wie Sie, sind nur zu sehr geneigt, der Vorsehung vorzugreifen und ein, einmal lebhaft aufgefaßter Gedanke wird zuletzt unser Lieblingswunsch,

der sich immer fester in unser Herz nistet. Versprechen Sie mir das!" —

„Halten Sie mich für schwach, Therese" — versuchte er zu lächeln — „aber für keinen Schwächling. Ich verspreche Ihnen, was zu befürchten unnöthige Sorge war."

Er reichte ihr die Hand, die sie behielt, und beruhigter sprach sie dann weiter: „Ich habe Ihnen viel zu sagen, nur weiß ich nicht recht, wo ich beginnen soll. Ich muß Sie rasch über meine Kindheit hinwegführen, die keine glückliche war. Man konnte sich an mein stilles harmloses Wesen nicht gewöhnen, selbst meine Eltern nicht, die mich oft zur Aenderung ermahnten. Als wenn das so ginge! Als wenn wir dann vielleicht nicht mehr opfern müßten, als was wir empfangen. Es liegt nun einmal in mir, diese Ruhe nach außen, wenn ich auch oft vor innerer Erregung fürchte, daß sich mein Herz spalten könnte, aber die Welt liebt es nicht, daß man sich ihr entzieht, sie rächt sich bei jeder Veranlassung durch kleine Ermahnungen, die um so peinlicher werden, je öfter wir sie zu hören bekommen, und die uns doch niemals bessern. So wuchs ich heran, von Niemand verstanden, von den Meisten gemieden, von den Wenigsten geduldet. Auch meine Schwester, die Sie kennen gelernt haben, in allen Ei-

genschaften des Geistes mir weit voraus, überlegen an äußerer Würde und Gesinnung, hatte kein rechtes Verständniß für mich, doch war sie immer noch die Einzige, der ich die kleinen Geheimnisse eines Frauengemüthes vertrauen konnte, was aber mein Herz groß erfüllte, die namenlose Sehnsucht, die bunte bewegte Welt des Traumes, die stille Unterhaltung mit allem, was mir bedeutungsvoll erschien, mußte ich auch ihr verschweigen, denn so gut sie war, sie billigte es nicht, daß ich mich träumerischen Hirngespinsten, wie sie es nannte, so ausschließlich hingab. Die gute Schwester! Sie weiß es auch nicht, daß ich wohl in einer idealen Welt lebe, aber nicht in der Einbildung."

„Aber hab' ich Sie nicht verstanden? Hab' ich nicht einen tiefen, tiefen Blick in Ihr Herz gethan?" unterbrach sie Geldern, als sie inne hielt und sinnend das Auge zu Boden senkte...

Sie erhob das Haupt, blickte ihn eine Weile stumm an, dann ergriff sie seine beiden Hände, drückte sie an ihr Herz und antwortete: „Ja, Sie, der erste und einzige Mensch! Dafür hab' ich auch alles an Sie verloren, was mein armes Herz zu geben hatte; dafür, Hugo, muß ich Ihnen ein unendliches Weh bereiten, denn ich hatte in Ihrem Anblick, in den nur

mit Ihnen beschäftigten Gedanken ganz vergessen, was meine Bestimmung ist."

„Therese!" hauchte er erschrocken.

„O Hugo, bleiben Sie ruhig, gewöhnen Sie sich an das Unvermeidliche, muß ich es doch, die kaum zu unterscheiden wagt, welches Leid größer wird, das meinige oder das Ihre. — Ich bin ein folgsames Kind — ein leises flüchtiges Lächeln begleitete die Worte — von früh auf an Gehorsam gegen meine Eltern gewöhnt, selbst meine Schwester darf sich nicht beklagen, daß ich ihren Willen nicht befolgt, und so kam es, daß ich auch in der schwersten entscheidenden Stunde, die das Weib haben kann, mich hingab ohne Erwiderung, ohne ein Opfer darin zu erkennen, was man von mir forderte. Ein Vorgesetzter meines Vaters suchte eine Hausfrau, er sah mich, und warb um meine Hand... Mein Vater sollte längst pensionirt werden, immer hatte er dagegen demonstrirt, da seine Familie eine große und er dieselbe von einer kleinen Pension nicht erhalten konnte. Von jenem Beamten, seinem Director, hing es ab, ob er auf seinem Posten verbleiben dürfe... dann stellte er mir das vor, ich — gewohnt nie einen eigenen Willen meinen Eltern gegenüber zu haben — sah weiter kein Hinderniß, hatte ich doch keine Wünsche, kein Verlangen — und meine ideale Welt war ja

mißachtet, verhöhnt, Niemand bekannt... Ich hatte Sie noch nicht gesehen, Hugo, ich hatte nie erwartet, daß mich das Schicksal noch einmal glücklich machen würde... Drei kurze Wochen dauerte die Bekanntschaft zwischen dem Director und mir. Ich lernte ihn achten — mehr glaubte ich nicht fordern zu dürfen — und übersah leicht seine Jahre, die über die Blüthe der Jugend hinaus sind... Am sechszehnten Juli wurde unsere Verlobung gefeiert; mein Bräutigam reiste mit meinen Eltern in seine Heimath, wo alles zu meinem Empfange bereitet werden sollte... Drei Tage später sah ich Sie, und zwei Wochen darauf, fing ich an mein Schicksal zu beklagen — aber ich durfte nicht bereuen." —

Sie schwieg und ließ seine Hände aus den ihrigen gleiten, da sie sein leises Zucken bemerkte... Er sagte lange nichts, kein Wort kam über seine Lippen, aber sie bebten fieberhaft und seine Augen sprühten bald Feuer, bald erloschen sie gänzlich hinter den langen Wimpern...

„Also wahr! wirklich wahr!" hauchte er endlich, mit einem forschenden Blick, der sich ganz in ihr Herz bohren wollte — „Und warum denn" — fuhr er in energischer, in fast wilder Erregung fort — „warum das Hingeben an mich, der ich Ihnen doch nichts ge-

than hatte?... Warum der beredtsamme stumme Wink des Auges, den nur die Liebe verschenkt, und den nur die Liebe versteht?... Warum den Druck der Hand, den Kuß des Mundes? Warum die Wonne, den Zauber der Gewährung, die Seligkeit des Erkennens, wenn ich so hart dafür bestraft werden sollte? Halten sich denn die Frauen für so reich, daß sie für eine Stunde Hingebung, einen Tag der Liebe, Monate, Jahre der grausamsten Entsagung, der Qual einer Täuschung fordern dürfen? Oder ist ihre Liebe so kleinlich, daß sie nur der Wechsel erhalten kann? Wo ist hier ein Sinn, ein Errathen für das Ungewöhnliche? Eine Braut treibt ein Spiel mit ihrem Herzen, und da sie es nicht verschenken kann, nach dem Werth, den sie im Innern fühlt, versucht sie es, grausam genug, mit einem Zweiten..."

„Hugo!" Sie rief den Namen laut und mit erhobener Stimme... er hielt inne... Sie betrachtete ihn ruhig und still, in ihrem Auge lag keine deutliche Anklage, aber ein leiser Vorwurf, der von der Liebe gemildert wurde, die sich darauf zu einem unbeschreiblichen Ausdruck der Wehmuth vereinigte. Betroffen ließ er die erhobenen Arme sinken und tiefaufathmend erhellte sich mehr und mehr der herbe Ausdruck in seinem Antlitz, je länger er sie anblickte... In diesem

lieblichen Frauengesicht lag kein Falsch, klar und rein schaute es ihn an — ein Bild der Mutter Gottes, das uns im Traume anlächelt...

„Hugo!" — Sie legte ihre weiße zitternde Hand auf seine Stirn und streichelte das herabgefallene Haar davon — „Ich hätte nicht geglaubt, daß auch Sie wie gewöhnliche Menschen richten würden. Von Ihnen hoffte ich zuerst ein Verständniß über ein Geheimniß meiner Seele, das ich selbst nicht begreifen kann. Sie haben mir so vieles gelehrt, Ihnen verdanke ich so manche Aufklärung, die sich auf die verschiedensten Gegenstände bezog, ich hoffte auch hier ein besseres gütiges Erkennen, ja, wenn ich es gestehen soll, auf Ihre Nachsicht. Sie sprachen mir oft von der Welt des Herzens, hier ist ein Räthsel, das ihr eigen, lösen Sie es mir. Ich handelte nicht, ich fühl' es wohl, wie ich sollte, aber ich konnte nicht anders. Seit Ihrer Bekanntschaft — ich wiederhol' es Ihnen, hatte ich keinen anderen Gedanken, der sich nicht mit Ihnen beschäftigte. Mein Fehler fing da an, als ich Ihnen die Gedichte abverlangte, als ich die Zeilen nicht oft genug lesen konnte, die Sie für mich niedergeschrieben. Die Liebe zog schnell ein in mein Herz. Ich kannte sie früher nicht, obgleich eine innere Stimme sehnsüchtig darnach verlangt haben mochte; ich hatte früher keine

Deutung dafür. Alles vergaß ich im Andenken Deiner, alles, Eltern, Geschwister, die Welt, meine Pflicht. Das war nicht recht, und dennoch fühl' ich mein Gewissen nicht beschwert, ich klage mich zwar an, aber die Worte sind eben nur Schall, sie treffen nicht meine Seele, die eben nur Dir gehört."

„Engel! Therese!" rief Geldern bewältigt aus, stürzte zu ihren Füßen. Sie hatte ihn Du genannt, das schöne Wort des Vertrauens und inniger Verständigung. Er faßte neue Hoffnung, und seine flügelschnelle Phantasie trug sich bereits mit dem verführerischen Gedanken, daß sie alle Bande zerreißen und mit ihm fliehen würde, dahin, wo sie Niemand verfolgen könne, in eine Verborgenheit, die für sie ein Paradies werden würde. Zu diesen verlockenden Bildern gesellte sich noch der Stolz der Befriedigung, seine Seele jauchzte, geliebt zu sein von ihr, die er in diesem Augenblicke anbetete, und jubelnd brach er in die Worte aus: „Fühlst Du denn nicht, daß das Räthsel gelöst ist, daß Du mir angehörst, ich Dir, daß uns die Liebe umrauscht mit dem Flügelschlage der Lust, daß sie uns zusammenrief, die wir weitab von einander wandelten? Wir sind da, vereint, unsere Herzen gehen Brust an Brust, ich athme Deinen Hauch, du den meinigen, unsere Seelen leben und wirken zusammen,

oder sterben. Das Räthsel ist die Liebe, und die Lösung wieder nur sie! Frage alles in der Welt, alles um uns her, Wald, Luft und Au, sie finden keinen anderen Laut, als den Dir mein Mund zuruft: es ist die Liebe! Therese, für diesen Augenblick des höchsten Glückes, der trunkenen Seligkeit, kann nur ein Gott Dir danken, ich rufe ihn herab und bete zu Dir: mein Schwur ist Treue, schließ' auf Dein Herz, daß Du es glaubst!... Aber was ist Dir, Therese, Du wirst bleicher noch... die Röthe meiner Freude läßt Dich kalt.. Therese!" —

Er ließ sie aus seinen Armen, in die er sie beseligt gezogen und blickte sie an, die ihr weinendes Antlitz an seiner Brust verbarg... Er war so schön in seiner fast wilden Erregung, die Leidenschaft der Liebe belebte und erhöhte seine Züge... Wie leuchtete nicht sein Auge, wie zuckte nicht jede Fieber an ihm!.. Der Unglückselige — er hatte sie nicht verstanden. —

Aber nun freilich umflorte sich auch sein Blick.. sie war so kalt, so ohnmächtig ihre Umarmung... das war nicht die Gluth der Liebe, die ihn entflammte, nicht die gewaltige Hingebung, die ihn erfaßt hatte... Sie weinte bittere heiße Thränen, aber nicht wie die Freude weint, dazwischend lachend, ein jauchzender Laut..

sie flossen still, unablässig — der Schmerz nur allein hatte daran Theil...

Es rauschte in den Zweigen des Strauches, vor dem sie standen; sie hörten es nicht. Die Dämmerung war in Dunkel übergegangen; sie bemerkten es nicht.. Dunkler und dunkler wurd' es auch in ihren Herzen, es rauschte um sie herum, wie matter Flügelschlag eines blutenden Adlers, wie Ahnungsschauer kommenden Leides vom Walde her, der doch so regungslos die Nacht erwartete...

Ihm bangte... Er flüsterte, nach langer langer Pause wieder zuerst: „Therese!" —

Sie erhob sich, legte die Hände auf seine Schultern, zog ihn zu sich herab und drückte einen Kuß auf seine Lippen: „Das ist der letzte Augenblick der Seligkeit, und nun nicht wieder" — sprach sie dabei mit der ganzen Innigkeit des Tones — „und jetzt gute Nacht, mein Freund!" —

„Der letzte?" wiederholte Geldern bebend und zusammenschauernd — „der letzte, Therese?!"

„Ja, Hugo! Gewöhne auch Du Dich an diesen Gedanken. Es muß sein. Sieh, als ich so lag an Deinem Herzen, jetzt, wo mich der Schmerz um Deinen Verlust bewältigte, entführte mich ein Traum weit weg von hier. Ich war mit Dir allein. Es waren

inzwischen Jahre verflossen und ich war Dir gefolgt, wohin Du wolltest. Ich fragte Dich noch einmal um die Lösung des Räthsels. Du zeigtest mit den Fingern in eine Ecke des Zimmers, das wir bewohnten, und wo uns noch Niemand besucht hatte, als wenige Freunde, die aber bald gingen, als sie uns bekümmert angetroffen hatten. Durch die Thür in der von Dir angedeuteten Ecke traten mein Vater, meine Mutter und noch Jemand, den ich nicht nennen mag. Sie sahen alle sehr leidend und abgehärmt aus und blickten nach mir mit einem Ausdrucke des Jammers, den ich nicht ertragen konnte. Zu ihnen gesellte sich nun auch meine Schwester und mein jüngerer Bruder, ebenso traurig und niedergeschlagen waren auch sie. Alle deuteten auf mich und flüsterten zu mir herüber: „Meineidige!“ Ich suchte mich an Deiner Brust zu verstecken, aber sie kamen näher und näher, bis ich ganz deutlich ihre gefurchten Züge, das greise Haar erblickte, und wiederholte das Wort: „Meineidige!“ Ich bat Dich heimlich, indem ich mich zu Deinem Ohre neigte, Du möchtest die bösen Schatten verscheuchen, aber da flüstertest auch Du mir zu: „Treulose, das ist die Lösung des Räthsels! — Ich erwachte.“ —

Geldern hatte ihr gespannt zugehört; als sie geendet, umflog ein bitteres Lächeln seine Lippen, und mit

einem Anflug von Ironie, erwiderte er: „Also auch hier wieder, in Deinem Traume die Mahnung an meine Armuth? Gilt Dir die Liebe so wenig, das Du sie abschätzt nach dem Träger eines reichen oder armen Herzen? Ich habe Dich für würdiger gehalten, als daß Du nach Krämerweise handeln könntest. Wo soll das Schöne noch aufgesucht werden, wenn es in solcher Hülle nicht mehr wohnt? Gilt Dir Liebe nicht alles? Welchen Einwand gibst Du mir nicht in die Hand! Du liebst Deinen Bräutigam nicht, Du kennst ihn kaum; Dein Vater ist so egoistisch, Dich gemeinen Wünschen aufzuopfern, denn es ist gemein, das Herz eines Kindes zum Waarenaustausch, zur Verwerthung zu gebrauchen; Deine Mutter sündigt, indem sie keinen Einspruch erhebt; Deine Geschwister sind zu tadeln, daß sie Dir nicht zur Seite stehen; Deine Schwester anzuklagen, da sie nicht an ihr eigenes Schicksal denkt, das ihr gestattete, frei zu wählen; diesen Allen gegenüber, die mehr oder weniger Dein jugendliches Herz zu einer Waare herabwürdigen, stell' ich mich gegenüber, ich, der ich kein Vermögen besitze, aber Gefühl genug, um diese Handlungsweise abscheulich zu finden. Ich habe Dir nichts anzubieten, als mein Herz, aber dieses Herz ist nicht feil und gälte es alle Kronen der Welt, es schlägt für Dich einzig und

allein, aber durch Dich hätt' ich auch die verlorene Thatkraft wieder erlangt, und es ist nicht Ueberschätzung, wenn ich behaupte, ich kann mich jenen, Deinen handelssüchtigen Nächsten, dreist an die Seite stellen in allem, was Wissen und Wollen betrifft. Deine Liebe und mein Muth ist erwacht. Ich gelte mir selbst nichts, darum meine Unthätigkeit, für Andere, für Dich, kann ich kämpfen, wagen, mit Lust das Härteste ertragen — viel gewinnen. Ich kann's!" —

Er breitete die Arme aus; war es ihm doch nicht anders, als müßte sie Ja sagen, als müßte sie seine grenzenlose Liebe erkennen, aber sie schwieg, machte keine Bewegung, ihm entgegen zu kommen, und nur das Haupt schüttelte sie wiederum ernst und verneinend...

Er zweifelte noch immer, aber sein Gesicht wurde bleich und bleicher... Es stand ja in seinem Herzen so fest geschrieben, daß sie ihn wieder liebe, daß sie ihm nur angehöre mit dem besten Theile ihres Wesens. Sie wäre ja sonst nicht gekommen, sie wäre ihm nicht nachgeeilt, als er sich von ihr verabschiedet... Die Menschen lauern überall auf Spott und Aergerniß, sie sehen es so gern, wenn man fehlt, wenn man ihnen etwas zu bekritteln gibt... Sie hatte eine Schwester, die nicht ganz das Verhältniß zu ihm billigte, die es gewiß tadeln mußte, daß sie jetzt zu ihm gekommen;

sie hatte einen Oncel, der sie mit Vorwürfen nicht verschonte, dem er ein Dorn im Auge war; und dennoch war sie gekommen, in der Dämmerung, bei hereinbrechender Nacht, in das Dunkel des Waldes, wo Niemand sie erwartete, als er, und sie vertraute sich ihm allein, ganz allein, nur bewacht und beschützt von ihrem Seelenmuthe, den er nicht erkannte, den er nicht begriff... Die Liebe begreift ja so vieles nicht, wenn sie den Wünschen entgegenläuft, die man so gern erfüllt sähe...

Er zweifelte noch immer, daß sie scheiden müßten, und faßte es kaum, daß es anders werden könnte.

Bebend fragte er: „Muß es denn sein? wirklich sein?"

„Hugo," erwiderte sie leise — hierauf ein letztes bestimmtes Ja! „Die Vorsehung scheint mich bestimmt zu haben, Ihnen wehe zu thun, Ihr reiches edles Herz zu betrüben, aber ich kann nicht anders. Es drängt mich zu Ihnen, ich gehöre Niemand mehr, als Ihnen, und dennoch kann ich nicht anders. Sie blicken mich vorwurfsvoll an, begreifen mich nicht — begreife ich mich doch selber kaum. Ich muß Ihnen wehe thun, gerade Ihnen, dem ich so gern alle Liebe zuwenden möchte, die ich zum kleinsten Theil denjenigen zurückbehalte, denen ich nächst Ihnen angehöre. Beurtheilen

Sie meine Handlungsweise nicht oberflächlich, glauben Sie nicht, daß ich deshalb in eine Verbindung willigte, um einer behaglichen Zukunft entgegen sehen zu können, o nein, ich handelte nach meiner Ueberzeugung, nach meinen Grundsätzen, meinem eigenen freien Willen. Meinen Bitten gegenüber würden vielleicht meine Eltern ihren Wunsch aufgegeben haben, ja, wenn ich damals mich geweigert hätte, als man mich um mein Wort anging, keine Macht der Welt hätte mich wieder umgestimmt... Und so auch hier, und trotz alledem fleht Sie Therese an: „Bleibe mir gut!" — Vielleicht sehen wir uns wieder, gewiß, ich habe eine Ahnung davon. — Sie schütteln das Haupt und Thränen stehen in Ihrem Auge, Sie blicken mich zweifelnd an — aber gewiß, wir sehen uns wieder! — Und nun, gute Nacht, Hugo, es ist spät geworden, wir müssen scheiden."

Sie reichte ihm die Hand, die er zögernd ergriff, halb bewußtlos über das Gehörte. Alles um ihn herum versank in Nacht und Grauen, wurd' es doch auf einmal in seinem Herzen so leer und öde! Zwei Mal täuschte ihn seine Liebe, zwei Mal machte sie ihn unsäglich unglücklich! Und er sah in ihr die Gottheit, die sich über alles geheimnißvoll breitet, den Zauber des Daseins, die Seligkeit des Lebens.. Er hatte

nichts an ihr verbrochen, er hatte sich Mühe gegeben, ihr tiefinnerstes Wesen zu erfassen, ihre Blüthen überall verehrt, die Geliebte voran gestellt der großen reichen Schöpfung und in ihrem Anschauen bewundernd ausgerufen: Sie ist es, von der das Licht ausgeht, das die Erde so schön macht! — und jetzt! Zum Spielball hatte sein Herz nur gedient, es war ein Probirstein geworden, an welchem die Liebe sich mit Ergötzen versuchte, um es abzuschleifen langsam, martervoll, durch Täuschung, Verrath und zerfressendem Gram. Zweimal hatte er nichts verbrochen, und zwei Mal war er grausam gerichtet worden....

Er fing während dieser Gedanken das Gesicht Therese's zu prüfen an, nicht mit den Augen des Geliebten, mit der kalten Miene eines Richters, der zu verurtheilen kommt. In seiner Empfindung war ein Rückschlag eingetreten, die volle Wärme seines Wesens hatte einem eisigen Froste Platz gemacht, er dachte an Widervergeltung und fing an — das Weib zu verachten. Nicht Therese, nein, das ganze Frauengeschlecht sank in seiner Schätzung zu der flachsten Unbedeutenheit, er sah in ihnen die schönste Caprice der Welt, die wunderlich aus den Händen des Schöpfers hervorging, einen Gegenstand des Vergnügens und der Unterhaltung. Er konnte lächeln bei dem Gedanken,

sich zwei Mal hingegeben zu haben einer Thorheit, Lächerlichkeit, Absurdität; er, dem früher alles zu matt, zu farblos erschien, was nicht der brennenden Liebe glich, was nicht durch sie den Namen empfing, fand bald keine Bezeichnung, die deprimirend genug für sie und das Weib sein konnte...

Therese hatte keine Ahnung von dieser Veränderung, die in ihm vorging, war aber doch einigermaßen betreten, daß er ohne Erwiderung des Druckes ihrer Hand, ruhig die seinige in der ihrigen ließ, und einfach die Worte entgegnete: „Nun denn, gute Nacht!"

Sie zögerte zu gehen, es war nicht so, wie sie es wünschte, daß der Abschied sein sollte, als sie aber sah, daß er keine Miene änderte, nicht die geringste Bewegung machte, sie zurückzuhalten, wendete sie sich ab, bemüht, die neuerdings hervorquellenden Thränen zu verbergen und zu unterdrücken, dann ging sie einige Schritte, zögerte wieder... lauschte, ob sich keine Schritte hinter ihr regten... Nichts folgte ihr... regungslos stand er, ungerührt folgte ihr sein Blick..

Doch jetzt, sie verschwand bald hinter dem Saum des Waldes, der sich zur Stadt kehrte... es drängte ihn, ihr nachzustürzen, ihr zu Füßen zu fallen, alles ihr abzubitten, sich anzuklagen... Sein Fuß erhob sich — „Nein, nein!" rief er — und blieb.

Sie war hinter den Bäumen verschwunden, kam wieder hervor… ihr blaues Kleid schimmerte in der letzten verschwimmenden Gluth der Abendröthe… es winkte ihm von fern wie eine Mahnung, sein einstiges Glück nicht so zu entlassen, die Liebe eines Weibes nicht so zu demüthigen — aber er blieb. Um seine Augen, seinen Mund zuckte es, wie Schmerz, der sich hervordrängen will aus dem tiefverwundeten Innern, krampfhaft vibrirten seine Hände, seine Kniee drohten zu sinken.. er streckte die Arme weit aus, sehnsüchtig weit, seufzend hob sich seine Brust — aber er blieb.

„Verloren!" murmelte er in sich hinein und starrte hinaus in die leere Luft, ihr nach, die nicht mehr zu sehen war....

Nun ging auch er, lange nach ihr, langsam, gleichgiltig gegen alles um ihn her. So hörte er auch nicht, daß eine Frauenstimme hinter ihm mit unterdrücktem Zorn: „Verräther!" rief, so bemerkte er auch nicht, daß hinter ihm zwei Personen aus dem Gebüsche traten, in welchem sie sich bis jetzt verborgen gehalten hatten, von dem aus sie alles deutlich hören und beobachten konnten, was vorgefallen war, da das Gebüsch ganz in der Nähe der abgespielten Scene lag…

„Verräther!" wiederholte die Frau noch einmal, gegen den Mann gewendet, der sie begleitete und der

sich mit Mühe nur aus dem dornigen Gesträuch herauswinden konnte. Unförmlich dick nahm er zu viel Raum ein, als daß der kriechende Brombeerstrauch, der vollblüthige Weißdorn und die kußsüchtige Hagebutte die Gelegenheit versäumt hätten, ihn zu umarmen. Wendete er sich dahin, so umfaßten sie ihn mit den dornigen Armen dort, und so umgekehrt und lange Zeit, bis es ihm denn durch eine gewaltsame Kraftäußerung und einem verzweiflungsvollen Coup, mit Rücklassung eines Theils seines Frackes gelang, sich von den schlimmen Fesseln zu befreien.

Er war außer Athem bei diesen Anstrengungen gekommen, die er nicht vermuthet hatte, als er so leicht hineingeschlüpft war, aber es ist eine alte Geschichte, daß man leichter gefangen, als freigelassen wird; und deshalb war er nicht im Stande, den Zornausbruch der Dame sogleich zu beantworten. Er hatte überdies mit seinem zerknitterten Hute zu thun, der sich etwas starrsinnig gegen die Bestrebungen, ihm seine frühere Façon zu geben, zeigte, und nebenbei mit dem Auffinden seiner Brille, die ihm entfallen war.

Ein leichter Schlag auf seinem gekrümmten Rücken, der hinlänglichen Platz für ein kleines Kavalleriemanövre geboten hätte, ermahnte ihn aber, seine Aufmerksamkeit mehr den Lebenden als so todten Gegen-

ständen zu schenken. Er wandte sich um, wie ein Mensch, der mehr solcher Schläge erhalten soll, und blickte in das zornfunkelnde Antlitz der Dame, die ihn mit ihren kleinen mausgrauen Augen durchbohren wollte. Er war gerade kein Mann der bleichen Furcht, aber so ein Gesicht hätte selbst den galanten Marschall von Sachsen in die Flucht gejagt, von dem man sich erzählt, daß es ihm ganz gleich gewesen sei, wie er von Frauen empfangen wurde; wo er siegen wollte, siegte er doch. Ob er es hier auch versucht haben würde, bei der alten Madame Dorbach, muß einem entschiedenen Zweifel unterworfen werden.

Auch Arnim Wappner, in Sachen der Galanterie Keinem nachstehend, wie er selbst behauptete, wollte nicht Stand halten und machte einige retrograde Bewegungen, die einige Kenntniß eines strategischen und merkwürdigen Rückzugs verriethen. Was half's ihm indessen? Die Dame verfolgte ihn Schritt für Schritt mit einigen Aeußerungen, die jenen Ausruf besser erklärten. Sie war in einer so vollständigen Entrüstung, daß sie gar kein Mitleid kannte, als selbst Wappner, hart bedrängt und immer rückwärts weichend, über eine Baumwurzel strauchelte und der Länge nach rücklings zu Boden stürzte. Es gab eine Erschütterung, von der man augenblicklich nicht wußte, wer davon mehr

betroffen wurde — der dröhnende Boden, oder der arme Künstler, der einen so tiefen Fall noch nicht erlebt hatte, obgleich das Publikum vor der Bühne schon öfter geneigt war, ihm einen solchen zu bereiten.

Hatte er vorher schon alle Kräfte aufbieten müssen, als er dem hartnäckigen Dorngebüsch entweichen wollte, jetzt mußte er doppelte Anstrengungen machen. Stöhnend streckte er Arme und Beine aus, bis er nach langer Niederlage begriff, daß er sich auf di e Seite zu legen habe, um wieder empor zu kommen. Er that es mit erbarmenswerther Mühseligkeit, von der nur ein Paar Vögel etwas zu begreifen schienen, die sein Sturz aus dem Schlafe geweckt, und die nun mit Geschreie und lustigem Gezwitscher seinen ausgedehnten Körper umschwärmten; nichts aber schien Madame Dorbach bei diesem Unglück zu fühlen, denn ruhig erwartete sie den Zeitpunct, indem er sich wieder aufgerafft haben würde. Ein nebenhangender starker Zweig eines Ahorns erleichterte ihm endlich das schwierige Experiment, von dem er ausruhend und sich's bequem machen wollte, indem er nach einem gefälligen Plätzchen sich umsah, auf dem er sich nach vorangegangener Intention niederlassen wollte, aber seine Begleiterin ließ ihn nicht dazu kommen.

Sie überhäufte ihn mit Vorwürfen über seine

Täuschung und Verrätherei, die nun ein Zufall entdecken half. Sie war hierher gegangen, ihrem gewöhnlichen Zusammenkunftsorte mit Wappner, um neue und befriedigendere über Geldern zu erhalten. Ihr liebesehnsüchtiges Herz wollte nun nicht länger entbehren, sie bestand darauf, daß sich der junge Künstler auch mündlich erkläre, wie er es bereits schriftlich durch die Uebermittelung von Briefen durch Wappner gethan hatte. Hier war sie nun hergekommen in der sichern Erwartung, daß Wappner alles eingeleitet und sie nur Zeit und Ort zu erfahren habe. Die Zusammenkunft mit Therese öffnete ihr nun freilich die Augen, und, war sie früher verblendet genug gewesen, nur im Entferntesten an eine Annäherung, wie sie sie wünschte, mit Geldern zu glauben, so war sie jetzt wieder nicht unerfahren und geistesbeschränkt genug, um sich einer fernern trügerischen Hoffnung hinzugeben. Mochte nun wohl auch ihre Eitelkeit dazwischen einen Einwurf machen, das demüthige Gesicht Wappners verrieth ihn als Sünder und sein verwirrter Versuch einer Entschuldignng, der jetzt erfolgte, vervollständigte den Verdacht bis zur Gewißheit.

Sie nannte sich selbst eine Thörin und konnte sich gar nicht zur Ruhe geben, daß sie auf diese Weise hatte hintergangen werden können, sie versäumte auch

nicht zu erwähnen, daß ihr Ruf compromittirt, daß ihr daß das erste Mal begegnet sei, daß sie krank vor Erregung und Verdruß werden müsse. Nichts destoweniger — es ist ein Zug, der allen Frauen dieser Art eigen ist — hätte sie sich gleich wieder in eine neue Schlinge führen lassen, wenn Wappner nur eben einen tauglichen Gegenstand gefunden hätte. Es ist nicht Liebe, was diese alternden Weiber zu jungen Männern zieht — der Ausdruck Liebe ist hier schon Entwürdigung — es ist die grenzenlose niedrige Eitelkeit, die sich auf den Reichthum stützt, die ekle Begierde, für die eigentlich kein Name zu verwerflich sein kann. Der Handkuß eines jungen Mannes vermag bei diesen alternden Belladonnen des schönen Geschlechts viel, die Schmeichelei dazu, alles, und läßt beides je noch einen Schimmer von Scheu und Schamgefühl übrig, die edle Gesinnung, die ihnen selten fehlt, daß die Armuth sich nur gar zu leicht dirigiren lasse, die Hoffnung, sie in einer sorgenvollen Stunde zu erkaufen, schließt ihnen vollends die Augen und macht sie blind gegen den Spiegel, vor dem sie die pariser kosmetischen Präparate zu offener und verhüllter Nachhülfe, anlegen...

Solche Weiber fühlen selten, daß sie der Lächerlichkeit und der Verachtung angehören, sie haben kein

Ohr für die Verspottung, und einige glückliche Versuche im Bereiche der niedrigen käuflichen Liebe — denn leider gibt es Unglückselige, die darauf eingehen — steigern ihre Einbildung, erhöhen ihre Eitelkeit, und endlich werden sie kühn genug, nach Opfern auszugreifen, die wahrlich eher die Gesinnung eines Trappisten annehmen, als sich einer so großmütterlichen Umarmung hingeben würden...

Die jungen Vettern und Pathen im Hause einer solchen Frau, namentlich wenn sie aus überseeischen Ländern kommen, sind verdächtig, weit mehr zu fürchten aber diese Frauen selbst, die mit ihren andern löblichen Eigenschaften gewöhnlich auch die Neigung zur Intrigue verbinden. Diese entwickelt sich dann wohl am allermeisten, wenn sie sich eine Blöße gegeben, wenn sie, nach ihrer Ausdrucksweise, hintergangen worden sind. Neid, Malice, Haß sind dann abermals erwünschte und immer bereite Helfershelfer.

Auch Madame Dorbach fühlte jetzt, nachdem ihr Wappner auf ihr wiederholtes Andringen eingestanden, daß er ihre Briefe gar nicht abgegeben und daß Geldern folglich nie darauf zu erwidern gehabt, etwas von jener Nächstenliebe, die Andern gern schadet. Geldern hatte freilich nichts gethan, aber dennoch war er schuldig, Therese ebenfalls, denn sie war schön, jung, ge-

liebt, Fehler, die von einer angehenden Matrone, die auf dieselben Eigenschaften Anspruch macht, nicht verziehen werden können.

Mancherlei Pläne durchkreuzten sie, auf welche Weise der Verrath an ihrem Herzen gerächt und vergolten werden könne... Sie sann lange nach, ohne zu einem Entschlusse kommen zu wollen, bis ihr denn der arme zerknirschte Wappner, dem sie bereits seine Entlassung als Postillon d'amour in den allerhärtesten Ausdrücken angezeigt hatte, zu Hülfe kam.

Es geschah auf dem Nachhausewege nämlich, den sie bereits wieder eingeschlagen hatte. Er folgte ihr recht niedergeschlagen in der zweckmäßigsten Entfernung; insofern zweckmäßig, als er ihr nicht zu nahe blieb und so die noch mit unterlaufenden Zornausbrüche und Titelchen nicht vernehmen konnte, und anderntheils nicht zu weit weg, um sogleich ihren Gnadenruf zu hören, auf den er immer noch hoffte.

Von ihren Gedanken geleitet, fragte sie den eilig herbeispringenden Wappner, ob er glaube, daß Geldern bald abreisen würde.

Er versicherte ihr, daß dies mindestens vor einigen Tagen nicht geschehen würde, da, wie er für bestimmt zu wissen behauptete, Geldern über einen aus-

gebliebenen Wechsel geklagt habe und wohl erst diesen erwarten müßte, bevor er reisen könne.

Diese Nachricht brachte ihm ein dankbares Wort ein, das sogar einen goldenen Begleiter erhielt, als er am andern Tage, Nachmittags durch einen Brief anzeigte, daß er so eben erfahre, Geldern würde eine Gastrolle auf dem hiesigen Theater geben.

Sie antwortete ihm in zwei Zeilen, daß er wieder zu ihr kommen dürfe... Dann ging sie mehrere Male durch das Zimmer... ein eigenthümliches Lächeln umspielte ihren Mund... sie rief leise vor sich hin: „Lucinde!" und beförderte noch diese Nacht einen Brief nach Berlin. —

Viertes Buch.

Geldern war, er wußte selbst nicht wie, nach Hause gekommen. Er klopfte an die Thür des Barons; sie war verschlossen. Flüchtig lächelnd, besann er sich darauf, daß Werthoff keinen Unterschied in der Zeit kenne und öfter den Morgen als Anbruch der Nacht betrachte, und sich erst dann zur Ruhe begebe. —

Es war schon ziemlich spät, Geldern hatte nicht sogleich seine Wohnung aufgesucht und lange noch die kahlen Felder und abgelegenen Wege durchstreift, bevor er sich nach Hallan zurückbegab. Er trat in sein Zimmer, machte Licht, ging einige Mal auf und nieder und stellte sich dann im Schatten der Gardinen an's Fenster...

Es war eine stille trauliche Mondnacht. Ernst und schweigsam standen die uralten Pappeln, Denksäu-

len der Erstarrung, zum Himmel strebend und festgewurzelt noch an die Erde, die sich in lange weite Schatten hüllte. Kein Blatt bewegte sich, kein Hauch durchzog die Luft, die durchsichtig-klar die Pracht des Himmels erhöhte, die blendend das Heer der Gestirne ausstreute. Alles schlief und träumte, kein Laut ließ sich vernehmen. Der Mond wachte über dem Lager der Nacht, ein greiser König im weißseidenen Talar, von dem der Purpur gefallen, ohne daß er von seiner Majestät verloren.

Unbeweglich starrte Geldern hinaus und vor sich hin. Er hatte keinen festen Gedanken, es zog ihn bald da, bald dorthin; in die Zeit seiner Jugend, in sein elterliches Haus, weiter durch fremde Länder und Menschen; es rief ihm die Tage der Liebe zurück, die schönen kostbaren unvergänglich herrlichen Tage... Aber es war ruhig in ihm, recht traurig ruhig, so recht, als wäre ihm das Herz gebrochen und nichts hätte er mehr zu wünschen, nichts zu hoffen und zu verlieren.. Er fühlte die Einsamkeit da draußen doppelt in seinem Innern; da war kein Bild mehr, das ihn ausgefüllt, das lieblich lächelnd mit den goldenen Locken eines reizenden Gesichts sich in sein Herz geschmeichelt hätte, da war nichts mehr von einem wonnigen Traum, von Seligkeit; da fehlte Lucinde und da fehlte Therese —

hatten sie ihn doch Beide verlassen und in tiefem, tiefem Leide. — Es war recht traurig, ruhig und öde in ihm...

Aber, wie immer im Menschen ein unbedeutender Zufall oft, ein Geringes, die Hoffnung zurückruft, wie nie ein Stillstand der Empfindung möglich ist, stets ein Wechsel die Seele beherrscht, so erwachte auch Geldern aus der dumpfen Niederlage seiner Sinne, als die melodischen Töne eines Waldhorns herüberklangen aus der Ferne, wo sich vielleicht ein eben so müder Geist durch die Musik erholen wollte.

Er lauschte lange, lange hinaus... Sanft, sehnsüchtig geschwellt, im Ton der Liebe klang es herüber, weich und süß wie der Kuß der Geliebten, wie wunderbare Mährche nmelodieen, träumerische Zauberweisen.. Wehmuth ergriff sein Herz.. die Erstarrung löste sich.. eine heiße brennende Thräne trat in sein Auge...

Er wischte sie nicht ab, ließ sie ruhig über seine Wange gleiten.. in solchen Momenten dünkte es ihm nicht Schwäche, zu weinen. Er hatte so viel, alles verloren, und war auf dem Wege wieder zu gewinnen, etwas — manches... Er hatte den Muth nicht, es sich einzugestehen, wie viel, aber er wollte nun nicht mehr unterliegen, er wollte über den Verhältnissen stehen, und sich nicht mehr von ihnen leiten lassen... Er

sonderte seine Gedanken, zergliederte seine Liebe zu den beiden Frauen, die so bedeutenden Einfluß auf sein Leben hatten, und da er wiederum sich sagen zu müssen glaubte, daß sie allein nur die Schuld seines Elends träfe, so kam ihm seine Doppelnatur, der dämonische Zug seines Characters zu Hülfe, und er vermochte zu lächeln über die Thorheiten, wie er jetzt seine Liebe nannte. Leise stieg der Wunsch in ihm auf, sich zu rächen, aber nicht an ihnen, Lucinde und Therese, nein, jede ihres Geschlechtes sollte ihm dazu dienen, sie beide wollte er für immer aus seinem Gedächtnisse verbannen...

Armer verblendeter Thor, der du die Kunst erfinden willst, deine Empfindungen im voraus zu bestimmen, sie zu leiten, wenn sie der Augenblick herausfordert! Die Macht des Augenblicks steht über uns, und wo eine Fülle von Herz vorwaltet, unterliegst du schon, bevor dein Muth und Vorsatz sich erproben können. Die Welt des Herzens ist eine eigene, sie wirkt ewig wechselvoll, Verstand und starker Wille können sie wohl regeln, ihren Gang aber nicht bestimmen, und angenommen, du bringst es wirklich dahin, daß du ihre Stürme und lauten Herausforderungen zügelst — Ein Moment, ein anscheinend so nichtiger Vorfall —

und wilder denn je brausen über dir die Wogen der Empfindungen, die du längst versunken glaubtest...

War das auch nicht schon bei Geldern der Fall, jetzt schon, da er eben den kühn-seltsamen verwegenen Entschluß faßte? — Gerade im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben, flüsterte etwas unter seinem Fenster. Er trat dahin zurück und bemerkte im Schatten der Bäume ein Liebespaar, das die späte Nacht aufsuchte, weil der Tag vielleicht ihr Glück nicht sehen durfte, weil sie möglicherweise bis tief in den Abend hinein arbeiten mußten. Der Drang des Herzens ließ sie alles vergessen, Zeit und Umstände, die verleumderische Neugierde, die immer wacht. Sie waren glücklich, die Beiden, die sich dort umschlungen hielten... Der arme junge Tagelöhner und das schlecht gekleidete blasse Weib mit den Sorgen auf der Stirn... Es verrieth das alles der bleiche Mondenstrahl, als sie aus dem Schatten heraustraten und weiter gingen...

Der Anblick fuhr zündend in sein leeres Herz. Er glaubte es ja, der gute Geldern, daß es leer sei, und dennoch rief er leise vor sich hin: „Therese!" Warum willst, kannst du sie denn nicht vergessen? Ist sie denn wirklich so schuldig? Hast du denn jede Faser ihres Herzens ergründet, bist du tief eingedrungen in das Verborgenste ihres Wesens?... Geldern! ein bren-

nendes Roth legt sich wieder auf dein Angesicht, deine Lippen zittern... wo ist deine Kraft, dein Muth, dein Vorsatz?... Du greifst nach dem Licht, stellst es auf den Tisch, ergreifst eine Feder, Tinte und Papier... was willst du?... du schreibst; auf dem Papier steht: „Abschiedsblatt an Therese." — Das, das allerdings kann man dir ja verzeihen, das schließt nicht aus, daß du deinen Vorsatz doch noch ausführst... die ehemalige Heißgeliebte, Theuere ist ja doch wohl werth dieses kleinen unschuldigen Zeichens der Erinnerung. Vielleicht auch, es ist ja möglich, daß durch die letzten Worte jeder Funke der Liebe nun gänzlich erlischt...

Geldern schrieb wirklich:

Gedulde Dich.

Gedulde Dich! So sprach ich oft,
Wenn sich mein Herz in Sehnsucht regte,
Es kleine Freude unverhofft,
Noch öfter großer Schmerz bewegte.

So gingen Jahre langsam hin
Und selten eine schöne Stunde.
Es schloß sich enger ab mein Sinn
Durch manche neue Schicksalswunde.

Gedulde Dich! So sprach ich fort,
Wenn Frühlings-Waldluft um mich summte;

Gedulde Dich! wenn rauh der Nord
Sich hob und Flur und Feld verstummte.

Da sah ich Dich! Wie ward es Licht
Durch meine ganze Seele!
Wie Sonnenschein durch Nächte bricht
Im Jubelchor der Philomele.

Mein Sonnenlicht! Wer hat's gedacht:
Ich soll Dich sehn und um Dich weinen!
Du kamst vom Himmel durch die Nacht —
In einem Schattenhain zu scheinen.

Ich liebe Dich! Frag' nicht, wie sehr!
Was mein ist, alles, was ich habe
An Güte, Werth und Mannesehr',
Du hast's, Dein ist die ganze Habe.

Und Du?... Du hast mir nun gesagt:
„Gehören muß ich einem Andern!
Du kennst ihn nicht, hast nie gefragt —
Leb' wohl, leb' wohl, wir müssen wandern." —

So leb' denn wohl, mein Sonnenlicht,
In guter Führung heitrer Sterne!
Und Du, mein Herz?... Ihr Auge spricht:
Gedulde Dich! aus dunkler Ferne. —

Er faltete das Geschriebene, legte es in ein Couvert, siegelte es, und löschte das Licht. Mit einem leisen „Vielleicht!" begab er sich zur Ruhe. —

Am andern Morgen wurde er durch ein lautes Pochen an der Zimmerwand aus einem tiefen Schlummer geweckt.

„Geldern! Geldern!“ rief die volle Stimme seines Nachbars, des Barons.

„Was gibt's?“ rief jener.

„Eben bin ich nach Hause gekommen.“

„So früh?“ lachte Hugo.

„Und habe Ihnen etwas mitgebracht, fuhr Werthoff fort,“ die Zwischenfrage ignorirend — „Kommen Sie herüber!“

Rasch war Geldern angekleidet und im Zimmer seines Freundes. Er fand ihn beim Kaffee, mit entsetzlich qualmender Cigarre und einer Zeitung in der Hand.

„Da lesen Sie!“ — Er warf das Blatt auf den Tisch und deutete mit dem Finger auf eine Stelle.

Geldern las, fieberhaft durchzuckte es sein Herz, er gab sich aber alle Mühe sein Gefühl zu unterdrücken und mit anscheinender Kälte fragte er: „Was weiter?“

„Was weiter?“ rief der Baron ärgerlich — Sie haben wahrscheinlich das Lesen verlernt. Hören Sie denn!“

Er las laut: „Haude und Spenersche, 20. Au-

gust 185.. — Man spricht in gut unterrichteten Kreisen von der bevorstehenden Verlobung einer unserer berühmtesten Künstlerinnen im Schauspiel mit einem hochgestellten, sehr reichen Mann. Zuvor wären jedoch noch einige Angelegenheiten, die aus einem früheren freundschaftlichen Verhältnisse jener Berühmtheit mit einem jungen Künstler datiren, zu ordnen. Herr H. G...... würde vielleicht seinem Glücke im Wege stehen, wenn er diese Andeutung nicht benutzte. — Das ist sie, Lucinde, keine Andere, und der Mann, der gesucht wird, sind Sie!... Aber was machen Sie denn für ein Gesicht? Haben Sie Sauerrampfer verschluckt, oder kein Geld zur Reise nach Berlin, dieser Residenz von hoffärtigen Sandjungen und elementarischer Geister, die im Staube verehren. Da Sie glücklich werden sollen, kann ich Ihnen dienen." —

Er eilte an seinen Schreibsecretair und holte eine Geldrolle heraus.

„Bemühen Sie sich nicht" — rief ihm Geldern nach — „ich reise nicht."

„Was?" — Der Baron machte große Augen und schloß den Secretair.

„Nein. Die Absicht dieser versteckten Aufforderung ist eine andere, als Sie glauben. Ich bin überzeugt, Lucinde denkt nicht daran, sich zu vermählen.

Es ist eben nur ein Versuch, mich zu ihr zurückzuführen, die ewige Befürchtung, die sie vor mir hat, die sie nicht ruhen läßt. Das arme Weib dauert mich, daß sie so wenig Glauben zu mir hat. Es ist zwischen uns alles abgethan, sie hat von mir nichts zu fürchten."

„Aber," meinte der Baron, halb ärgerlich, halb zweifelnd wieder nach dem Blatte greifend — eine Zeitung kann doch so etwas ohne reelles Fundament nicht unter die Rubrik „Merkwürdigkeiten und kleine Erlebnisse" in ihrem Feuilleton aufnehmen. Kleine Erlebnisse! Den Teufel auch! wer weiß, was alles dahinter steckt."

„Mein Gott, Lucinde hat Bekanntschaften mit Literaten und Dichtern, nichts erklärlicher, als diese Aufnahme in jener mehr auffallenden Rubrik. Durch die Notirung einer bevorstehenden Verlobung will sie meine Eifersucht, meine Neugierde anregen. Bedenken Sie doch, liegt in einer solchen Anzeige nicht eine indirecte Beleidigung für den Bräutigam? Er ist vorgeschoben, verlassen Sie sich darauf. An ein früheres Verhältniß zu erinnern! Ueberlegen Sie doch!"

„Nun, das müssen Sie besser wissen, brummte der Baron, ihm innerlich beistimmend. Lauter setzte er dann

hinzu: „dann fällt aber auch das „Freundschaftliche" weg?" —

„Folgen Sie ganz Ihren Intentionen," meinte Geldern, nach einem Buche greifend, das vor ihm lag, und bedacht, das Gespräch abzulenken.

Er sah nach dem Titel — „Die Karlsschüler." — Er überlegte einen Augenblick und fragte dann den Baron: „Wär' es wohl möglich, dieses Stück bald, in wenigen Tagen zur Aufführung zu bringen?"

„Fragen Sie mich in der Eigenschaft als Theaterdirector oder Baron?" entgegnete Herr von Werthoff, sich lang aufs Sopha werfend und den Dampf der Cigarre in die Höhe blasend.

„Ich verstehe Sie nicht."

„Fragen Sie den Baron, den Menschen mit gesundem Menschenverstand, so antworte ich unbedingt Nein! Die Gesellschaft ist zu schlecht dazu. Fragen Sie den Theaterdirector, so antworte ich Ja! Das Stück ist lange nicht gewesen, kann ein volles Haus machen und dem Baron wieder zu seinem Gelde verhelfen. Ueberdieß zähle ich unter meinen Mitgliedern einige bedeutende Kräfte, die gewiß ihre Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit lösen würden."

„Nun, so wende ich mich an den Theaterdirector," lächelte Geldern — „ich will den Schiller spielen."

Der Baron horchte hochauf und zwickte mit den Augen. Die Cigarre war ihm entfallen. Er hob sie vom Boden, that einige tüchtige Züge, und stand auf.

„Wiederholen Sie mir das noch einmal!“ bat er.

Geldern that es.

„Also ich habe recht gehört! Wie kommen Sie zu diesem Entschluß? Ich glaube einmal von Ihnen vernommen zu haben, das Sie nie wieder die Bühne betreten wollten.“ Er stellte sich vor ihn hin und kreuzte die Arme.

Geldern, besorgt durch ein offenes Bekenntniß weitläufige Erörterungen herbeizuführen, begnügte sich mit der Erklärung, daß man oft einen Entschluß einer Laune opfere, oft im Großen und Kleinen gegen sich selbst untreu würde, und so könne es ihn nicht verwundern, wenn er einen gefaßten Vorsatz auf eine so unerhebliche Weise breche.

Er setzte hinzu: „Es ist ein Act der Zerstreuung, nichts weiter. Ich bin es satt, das ewige Einerlei des Tages. Es ist viel müßiggängerischer Hang in mir, ich muß ihn einmal abschütteln, vielleicht erhalt' ich dafür einige Zinsen des Beifalls. Weiß ich doch recht gut, daß er mir fehlt — auch von Ihnen.“

Der Baron durchschaute recht gut, daß hier andere ernstere Beweggründe vorwalteten, welche Geldern

zu einem wiederholten öffentlichen Auftreten veranlaßten, und obgleich ihn der Mangel von Vertrauen einigermaßen verletzte, drang er doch nicht weiter in ihn, ließ ihn überhaupt von seiner Empfindung nichts merken. Mit ironischer Liebenswürdigkeit nahm er ihm das Buch aus der Hand, schob sich einen Sessel zurecht und ergriff eine Feder.

„Lassen Sie uns denn," sagte er dabei — sogleich die Rollen besetzen. Eins.. zwei.. drei — er zählte die Personen des Stückes — richtig! grade so viel Personen, als ich Mitglieder habe. Keine Schwierigkeit! Wappner den Herzog Karl — die Uebrigen gleichgültig. Das Stück wird herrlich in Scene gehen." —

Gelbern lachte laut auf und meinte: „Ich muß gestehen, Baron, wenn ich je einen Mann kennen gelernt habe, der es verdient, Director eines Theaters zu sein, so sind Sie es. Für Sie gibt es keine Hindernisse."

„Nicht mein Verdienst, nicht mein Verdienst, Gelbern!" rief der Baron. „Ich danke es meinem Mitdirector und dem Publikum."

„Ah so, ich verstehe. Herr Borndal verfährt auf so energische haarsträubende Weise, und das Publikum ist so geduldig, es sich gefallen zu lassen."

„Geduldig?" rief Werthoff lebhaft, den Stuhl zurückrollend und ihn mit funkelnden Augen betrachtend — Ihren Ausspruch mach' ich bekannt; das Publikum muß Sie für diese beispiellose Bescheidenheit noch besonders auszeichnen. Geduldig! Ich habe dafür einen ganz andern Ausdruck."

„Lassen Sie hören!"

„Ich werde mich hüten, so lange ich Theaterdirector bin."

„Wie lange wollen Sie es noch bleiben?"

„Wollen? gar nicht! aber ich muß noch einen Monat aushalten. Mein jugendfreundlicher Associé hat eine so heftige Neigung zu mir gefaßt, das ich davon gerührt, ihm nicht anders danken konnte, als durch die grenzenloseste Aufopferung. Ich muß aber einen Theil davon zurück haben, ich will noch lange leben. Nie wieder aber, das kann ich Ihnen versichern, macht mich die Kunst zu einem ihrer Bettelmönche. Ich nenne meinen Posten nicht anders, denn ich muß bei den Dichtern betteln, damit sie nur Possen schreiben, und beim Publikum tagtäglich, daß es doch einsehen möge, daß diese begehrte Waare nicht so fabrikmäßig geliefert werden kann, um sie tagtäglich aufzutischen. Ich seh' es ja auch vollkommen ein, welchen Eintrag und Ertrag Tragödien liefern." —

„Ihre Laune, einmal Theaterdirector zu sein — kommt Ihnen, wie es scheint, theuer zu stehen."

„Hm," meinte der Baron, — es war wohl mehr als Laune. Von je ein großer Freund des Theaters, wollt' ich es einmal auch hinter den Coulissen kennen lernen, da ich es bisher von dieser Seite nicht kannte. Die gebotene Gelegenheit kam mir erwünscht, obwohl ich auch wieder nicht leugnen mag, daß mein Jugendfreund ein etwas theurer Lehrmeister ist, er hätte sich milder gegen mich benehmen können; indeß keine Erfahrung kann man zu theuer erkaufen, wenn man nur nicht lauter Ruinen zu sammeln bekommt."

„Ruinen?" —

„Ich meine zerschlagene Hoffnungen, getäuschte Wünsche, schlechte Einnahmen, renitente Mitglieder und all' dergleichen, was einen Ruin herbeiführen kann."

In dieser Weise dauerte die Unterhaltung noch eine Zeitlang fort, bis schließlich der Baron Geldern einige Conzessionen zugestand, die dieser an seinen Auftritt knüpfte.

Er wollte so wenig wie möglich mit den Schauspielern vor dem bestimmten Tage in Berührung kommen, auch mit dem Theaterdirector Borndal nicht weiter unterhandeln.

Der vierte Tag nach dieser Verabredung wurde zur Aufführung der „Karlsschüler" festgesetzt. — —

Geldern verbrachte die Zeit bis dahin in einer wechselvollen Stimmung. Bald fühlte er sich gedrückt bis zur Schwermuth, es wollte aus seinem Herzen etwas nicht heraus, bald dünkte er sich stark genug, seinen Entschluß durchzusetzen, den er gefaßt hatte. Mit kalter, trockener Vernunft, mit lächelnder Miene, wollte er den Frauen gegenübertreten, sie zum Spielball seiner Launen herabwürdigen und sich nie wieder besiegen lassen von Reizen, die ihm einst so gefährlich geworden waren! Dann nahm er sich auch vor, nach einer Stellung zu ringen, sich vom Schicksal nicht hin- und herschieben zu lassen, es mehr selbst zu dirigiren. Er hatte vornehme, einflußreiche Verwandte, die freilich bis jetzt wenig nach ihm gefragt, so wie er sich kaum nach ihnen erkundigt; er beschloß, so ungern und widerstrebend er es auch that, sie persönlich aufzusuchen und ihre Protection zu erbitten. Den Tag nach der Aufführung der „Karlsschüler" bestimmte er zur Abreise. —

Er fand wenig Gelegenheit, Therese zu sehen und er suchte sie auch nicht. Es war, und trotzdem er in einer weichen Stunde das Gedicht „Gedulde Dich!" an sie abgeschickt hatte, etwas Fremdes in sein Herz

getreten, was seine früher so heftige Liebe zu Therese schwächte. Er konnte es nun einmal mit seinen Ansichten nicht vereinen, daß sie, die Braut eines Andern, seine Liebe geduldet, erwidert; daß sie ihre Fessel ihm so lange verschwiegen, und daß, ungeachtet ihrer fortdauernden innigen Zuneigung, wie sie ihm versichert, sie dennoch entschlossen war, einem ungeliebten Mann Hand und Herz zu reichen. Er dachte zu groß und unbeschränkt von der Liebe, als daß er die Entschuldigungsgründe hätte gelten lassen wollen, die Therese zur Beschönigung ihrer Handlungsweise angeführt. Er sah in ihrem Entschlusse immer ein Vergehen, eine Untreue gegen sich; gegen ihren künftigen Gatten eine unvertilgbare Schuld.

War er auch dann wiederum manchmal geneigt, sie zu vertheidigen, in ihrer Jugend und Unerfahrenheit ihre Entschuldigung zu suchen, es haftete nicht und immer kehrte er zu seiner Ueberzeugung zurück, daß sie mehr als gefehlt, daß sie an dem Herzen gefrevelt habe. Daran dachte er freilich nicht, daß Therese bis zur Stunde, da sie seine Bekanntschaft gemacht, Niemanden hatte, der sie liebte, dem sie sich hingeben konnte ganz mit ihrem Denken und Fühlen. Sie besaß ein weiches edles Herz, das warm schlug und das sehnsüchtig Vertrauen und Liebe erwartete, beides oft

anbot, aber schüchtern wie sie war, wurde sie von Jedem zurückgewiesen, da ihr die Beredsamkeit im Augenblick der Entscheidung in Wort und Mienen versagte, da sie wohl zu geben, unendlich viel zu geben hatte, aber es nicht verstand, den Reichthum ihrer Seele auszubreiten... Der Mensch ist in unserer materiellen Zeit eilig geworden, er hat kein Muße sich viel bei Herzen aufzuhalten, er geht an ihnen vorüber, wenn er nicht gleich sehen kann, was er zu erwarten hat, und so bleibt manches verwaist, einsam durch das ganze lange Leben, recht einsam und arm... ein Leben ohne Sonne. —

Therese's Eltern verstanden es auch nicht, die Liebe ihres Kindes zu wecken. Die gegenseitige Stellung war eine wenn auch nicht gleichgültige, doch ohne wärmere Theilnahme, wie das so häufig in Familienkreisen Beamteter der Fall ist, in denen die Bedrängniß mit einwohnt und die nächste Sorge die ist, daß der äußere Anstand beobachtet werde. Dieser äußere Anstand ist dann so oft die Quelle von mancherlei Zerwürfnissen und Widerwärtigkeiten, die denn auch ihrerseits das bischen Rest wärmerer Liebe vollends hinaustreiben, und mit jedem Tage mehr die Kälte der unduldsamen Gewohnheit und Gleichförmigkeit hereinlassen.

Ihre Schwester hatte wohl eine Ahnung von der Seelentiefe Therese's, sie wurde auch ihre Vertraute in vielen Dingen, aber nicht immer war sie aufgelegt zu ernsten Betrachtungen, die Bizarrerien und launenhafte Reizbarkeit ihres Wesens, ließ sie auch öfter spotten, wenn Therese hätte weinen mögen. Solche Augenblicke, die dann wohl auch noch mit verletzenden Aeußerungen gegen ihre eigene Person begleitet waren, konnten so ihre volle Hingebung nicht erwecken und mußten das halbe Vertrauen zu ihrer Schwester selbst manchmal erschüttern, so gut es diese wieder nach solchen mißstimmigen Momenten verstand, zu versöhnen und zu mildern...

Mußte nun nicht die Erscheinung Gelderns, der erste Mann, der sich ihr näherte, der sie liebte, Eindruck auf sie machen? In halber Verzweiflung hatte sie dem Andringen ihrer Eltern nachgegeben und in die die Verlobung gewilligt. Eine lange thränenreiche Nacht, die sie auf den Knieen betend, durchweinte, reifte ihren Entschluß. Sie sah voraus, was sie im Hause ihrer Eltern ferner zu erwarten haben würde, weigerte sie sich ihren Wunsch zu erfüllen; die Sorge war bis zur ungewohnten Noth gestiegen, alles stürmte noch einmal auf sie ein — sie gab ihr Ja. Und da sie es einmal gegeben hatte, gelobte sie sich's auch und mit

den feierlichsten Schwüren, ihr Wort zu halten, es durch nichts erschüttern zu lassen. Trotz aller Weichheit ihres Characters, besaß sie doch wieder eine seltene Energie, die sich in all' ihren Handlungen bewährte, und eine Größe der Aufopferung, die sie vollends stählte ...

So im Mißgeschick wurde sie vom Glück aufgesucht. Sie hatte die Liebe nie kennen gelernt, durch Geldern ward sie ihr geboten. Der ungewohnte Zauber, die sehnsüchtig süße Wonne betäubte ihr Herz. Berauscht, selig lebte sie nur in dem Gedanken an ihn, und sie vergaß alles, sich, die Welt, ihn, dem sie angehören sollte. Manchmal freilich, seit der Rückkehr ihrer Schwester aus Berlin noch öfter, wurde sie an ihr Verhältniß in trauriger Wahrheit geweckt, aber sie lächelte die bange Sorge wieder hinweg, wenn er zu ihr trat, wenn er sie heiß und liebevoll mit seinen tiefschwarzen Augen ansah. Entfernte er sich dann wieder, dann klopfte freilich ihr Herz hörbar und es raunte ihr etwas heimlich ins Ohr: „Du thust nicht Recht! Dein Beginnen ist Sünde." — An Ermahnungen von Seiten der Schwester fehlte es auch nicht, sah sie aber die Thräne in Therese's Augen, ihr Zittern, so brach sie ab und vollends schenkte sie ihr Nachsicht und Vergeben, wenn sich heftig weinend Therese in ihre

Arme warf und stammelnd ausrief: „Laß mir mein kurzes Glück, Auguste, es ist ja bald vorüber!“

Sie kannte und sog nur Seligkeit aus der Liebe; in den letzten Tagen, seit der Zusammenkunft mit Geldern erkannte sie auch den Schmerz und in so unerwarteter Weise, daß sie glaubte, vergehen zu müssen in Leid. Das Herz wollte ihr brechen, wenn sie an die Trennung dachte, daran erinnert wurde, daß sie dem Geliebten nie, nie angehören könne. Zuweilen stiegen jetzt wohl auch Gedanken in ihr auf, verlockend und süß, mit unheimlicher namenloser Wonne, die ihren Entschluß erschüttern wollten, und nur mit der Kraft der Verzweiflung gewann sie es über sich, der reizvollen Verlockung zu widerstehen. Sie litt unsäglich, unendlich... Die Zukunft blickte sie an so schwarz und nächtig-düster, die Gegenwart vergällt, ihr Inneres im Zwiespalt, bereuend, sich anklagend, und doch noch immer liebend... sie war recht arm wieder geworden, die gute Therese, nach so kurzen Tagen des Glücks. —

Von diesem Seelenzustande Therese's hatte nun freilich Geldern keine Ahnung. Sie sprachen sich nicht, denn außerdem, daß er keine Gelegenheit hierzu suchte, die wenigen Augenblicke, in denen es hätte geschehen können, gingen verloren durch den Doctor Thalheim, der jetzt geflissentlich mehr denn je die Gesellschaft sei-

ner Nichten aufsuchte und dessen Gegenwart ihm vollends die Lust einer Annäherung verleidete.

Was hätte er ihr auch sagen können? Es war ein Riß zwischen ihnen geschehen, der nicht mehr auszufüllen ging, selbst dann, wenn eine volle Gewährung seiner sonstigen Wünsche eintreten konnte; sein verletztes Selbstgefühl hätte sie doch wieder angeklagt, daß er nur den zweiten Platz in ihrem Herzen eingenommen und einem Andern habe nachstehen müssen.

Die Liebe wird bitter, sobald sich etwas Fremdes dazwischen drängt und dasselbe Herz beansprucht, oder wenn das Versagen des vollen Glückes von einem Theile ausgeht. —

Den betrübenden Vorstellungen über Therese's anscheinend so zweideutigen Chacacter, die jetzt immer tiefere Wurzel in ihm faßten, stellte sich mitunter wohl auch noch der Gedanke gegenüber, daß sie ihm noch einen, den hauptsächlichsten Grund verschweige, der sie veranlasse, seine Liebe umgehend, einem Andern die Hand zu reichen, aber, so viel er auch hin und her sann, er fand keine Spur, die ihn darauf führen konnte, und so verwarf er denn auch bald diesen flüchtigen Gedanken. Der unvertraute räthselhafte Hauptgrund bestand aber; Therese hatte ihm wirklich etwas verschwiegen, so wie Allen aus ihrer Umgebung, Niemand

ausgenommen. Was es war, sollte er freilich auch — aber spät erfahren. — —

Der Tag der Vorstellung der „Karlsschüler" rückte heran. Es machte in dem Badeorte einiges Aufsehen, daß Geldern, der Vielen dem Namen nach nicht unbekannt war, die Rolle des Friedrich Schiller spielen würde, und obgleich das Stück Niemandem neu sein konnte, so drängte sich doch Jeder nach einem Billet und die Bühnendirection hatte die erfreuliche und in Hallan seltene Aussicht auf ein volles Haus. —

Geldern wurde, je näher der Tag seines Auftretens heranrückte, immer befangener. Eine seltsame Unruhe bemächtigte sich seiner und erfüllte ihn mit einer Masse trüber Vorstellungen, die sich immer überfluthender in seiner Seele drängten. Er suchte diese Vorstellungen, die zuletzt zu drohenden Bildern heranwuchsen, hinwegzulächeln, dann, als es ihm nicht gelingen wollte, sie mit Gewalt und durch Vernunftgründe zu unterdrücken und zu verscheuchen, aber vergebens war alles; die Beängstigungen blieben, sein Herz wurde nicht frei, es lagerte sich darauf etwas wie eine Centnerlast, und dieser Zustand wurde immer gefährlicher, je weniger Stunden ihn von dem bestimmten Tage trennten.

Er rieth hin und her, erschöpfte alle Möglichkei-

ten, um sich die dunkle Schwere, die auf ihn lastete, erklären zu können, er ignorirte dabei den einzigen Beweggrund, der ihn davon hätte abhalten können, den er aber schon damals in Betracht gezogen und verworfen, als man ihn zu dem Versprechen überredete — nichts fand er jedoch zur Erläuterung und sein Zustand ließ sich nicht beschwichtigen…

Es wurde immer schlimmer mit seinen bangen Ahnungen, als er am Tage der Vorstellung selbst, in die Probe gehend, Madame Dorbach begegnete. Es schien, als habe sie sich geflissentlich den Posten einer Aufseherin auserlesen und an einen Platz gestellt, an dem er vorübergehen mußte, da sie doch seit einigen Tagen nicht zu sehen gewesen war und er sie bereits aus dem Gedächtniß verloren hatte.

Sie haftete auf ihn durchbohrend, mit einem wirklich etwas seltsamen Ausdrucke, dem die frühere Beimischung von Liebe fehlte, die kleinen mausgrauen Augen, und etwas von Furcht und Aberglaube, wollte sich seiner bemächtigen, als er an ihr vorüberging. —

Zerstreut und nachlässig wohnte er der Probe bei. Ueberall glaubte er etwas zu erblicken, bald regte es sich in jener Ecke, bald in dieser, aus allen Winkeln traten ihm Gestalten entgegen, schwankend, nebelhaft und doch wieder dann so deutlich und drohend…

Er knüpfte, um sich zu zerstreuen, dieser Gespenstersurcht am hellen lichten Tage sich schämend, mit diesem oder jenem Schauspieler ein Gespräch an, aber mitten in der Rede brach er ab, stockte einen Augenblick, begann wieder, aber mit einer ganz neuen Wendung, die zu der abgebrochenen Unterredung nicht paßte.

Seine Art und Weise fiel auf, man zischelte sich in die Ohren und lächelte. Er merkte es, schwieg fortan und dankte dem Himmel, als die Probe zu Ende ging.

Er wußte selbst nicht warum, aber bevor er sich bis zum Abende bei den Mitgliedern verabschiedete, betrachtete er sich die Schauspielerin, welche die Laura, seine Geliebte in dem Stücke spielte, genauer, und sein Blick wurde so durchdringend, daß er die Dame in Verlegenheit setzte. Es war eine junge hübsche Brünette, die ihn schon mehrmal an sein Stichwort gemahnt, aber sonst konnte er eben nicht mehr an ihr entdecken, als er schon gesehen hatte.

„Sonderbar," sprach er auf dem Nachhausewege für sich — wie sich eine Bangigkeit so plötzlich bei uns einstellen und unsere Sinne so völlig bemeistern kann. Woher in mir die Ahnung eines bevorstehenden wichtigen Ereignisses, vielleicht eines Unglückes? Ich habe nichts gethan, um eins oder das andere herbeizulocken. Wahr ist es aber, daß diese Ahnungen

uns nur dann überkommen, wenn uns was Schlimmes bedroht, das Glück ist weniger voreilig sich anzumelden.“ —

In Nachdenken versunken, hatte er nicht bemerkt, daß er der Freiin von Lohmarr und Therese begegnete. Sie riefen ihn an, aufblickend und verwundert blieb er stehen.

„Es ist mir lieb,“ sprach die Geheimräthin zu ihm gewendet und mit dem Auge herumspähend — „daß ich Sie ohne weitere Zeugen treffe, lieber Geldern. Wir reisen übermorgen, und so kann ich meinen Abschiedsworten, in denen ich Ihnen das Beste wünsche, noch die Bitte um Verzeihung beifügen. Es ist vielleicht von meiner Seite manches gesagt und gethan worden, was Sie verletzte und Ihre Neigung zu meiner lieben Therese schalt. Vergeben Sie mir das. Ich bin nicht immer Herrin meiner Gefühle und dann auch zu besorgt für meine gute Schwester. Außerdem — ich spreche zu einem Manne von Erfahrung und Weltkenntniß — hat man in einem so kleinen Badeorte, wie dem hiesigen, zu viel Rücksichten zu nehmen, die sich auch bei der besten Vornahme und Freisinnigkeit nicht ganz beseitigen lassen. Das Weib ist ja überhaupt an Verhältnisse immer mehr gebunden, als der Mann.“

Sie reichte ihm die Hand, die er halb gedankenlos an die Lippen drückte. Sein Auge ruhte auf Therese, die ihn ihrerseits mit einem ungewöhnlichen Ernste betrachtete, der sogar etwas Bedrohliches hatte, so starr und erloschen sah ihr Blick. Es war Krankheit was aus ihr sprach, Krankheit der Seele.. Erschrocken, und nachdem er sie minutenlang stumm angesehen, fragte er bebend: „Ihnen fehlt etwas? Sie sehen leidend aus." —

Sie antwortete nicht, aber man sah, wie sie mühsam mit ihren Thränen kämpfte, daß dieses flüchtige Lächeln, das jetzt leise um ihre Lippen spielte, ein erzwungenes sei, um den wehen Krampf einer zerrissenen Seele zu verhüllen... Sie trat dicht an Geldern heran, ergriff seine Hand, zog sie einen Sekundenschlag an ihr Herz, und ließ sie wieder sinken, indem sie sich mit den gehauchten, kaum vernehmbaren Worten: „Bleibe mir gut!" entfernte.

Die Demuth der Liebe, der Zauber der reinen Weiblichkeit verfehlten nicht, einen neuen mächtigen Eindruck auf ihn zu machen. Es durchzuckte ihn fieberhaft, eine heiße flüchtige Röthe legte sich auf sein bleiches Gesicht, der ganze Körper zitterte... er hätte ihr nacheilen, ihr zu Füßen stürzen mögen und sie um Verzeihung bitten für alles, alles! —

Der Ort, ein mahnender Zuruf der Freiin Lohmarr, als er schon den Fuß erhoben, der seinen brennenden Blicken nacheilen sollte, hielten ihn zurück. Er wendete sich ab von der schönen Gestalt, aber auch nicht zu der Schwester, die er der Kälte beschuldigte. Mit gesenktem Auge hörte er ihre Worte: „Wenn Sie nach Berlin kommen, Geldern, vergessen Sie nicht, daß eine Freundin dort wohnt, die Sie gern und freundlich empfangen wird. Ich bin dann in meinem Hause, fern von Zwang und Rücksichten."

Es lag Versöhnung in dem Ton ihrer Stimme; er verstand sie aber nicht. Seine Seele war fern, und nur die Schicklichkeit hieß ihn verweilen...

Die Räthin sah ihn an, als erwarte sie eine Antwort... er schwieg und spielte unbewußt mit den Blättern eines Rosenstrauches, der ihm zur Seite stand. Eine späte Blüthe hatte sich noch entfaltet... von seiner Hand zerstückt, bedeckte sie den Boden. —.

Etwas verletzt über sein permanentes Schweigen, sagte die Schwester Therese's: „Sie sind zerstreut, Herr Geldern, Sie haben meine Worte nicht gehört."

„Doch," entgegnete er, das Haupt erhebend und sinnend die getheilten Rosenblätter betrachtend -- „Sie meinten, auch die Blume habe Leben, man müsse es

ihr nicht rauben. Ja, gnädige Frau, die eigene Zerstörung zieht auch die Anderer nach sich..."

„Wo sind Sie mit Ihren Gedanken, Geldern?" fragte die Freiin erstaunt.

„Also auch das war es nicht? Was kann es denn gewesen sein?... Vielleicht ist Ihre Schwester die Blume, die der Gärtner zu sehr vernachlässigte, und die bald umkommen muß. Ja, gnädige Frau, das ist so eine Sache. Es gehört Geschick zur Gärtnerei, Sie besitzen sie nicht, Ihre Eltern nicht, und ich?... Nun ich mag wohl ein Pfuscher sein, der Keime zu wecken versteht, aber nie und nimmer eine Blüthe zu entfalten."

„Geldern!" — Die Baronin wurde besorgt und empfindlich.

„Doch — er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schüttelte das Haupt, als wolle er etwas verscheuchen — Sie erinnern mich, wie ich gegen mich selbst fehle. Ich soll heute spielen.. Verzeihen Sie mir, es lastet etwas Besorgliches auf meinem Herzen, eine dunkle finstere Ahnung... es ist mir, als sollte ich es nicht thun, die Bühne nicht betreten. Es hängt ein Stück Vergangenheit mit meinem Entschlusse zusammen, dem Theater zu entsagen, ich sollte es nicht thun; man soll das Schicksal nicht herausfordern."

„Aber was kann Ihnen denn begegnen? Fürchten Sie den Triumph?“ fragte die Baronin etwas besänftigt und theilnehmend.

„Triumph?“ Er lächelte und fuhr fort — deshalb würde ich sogleich zurücktreten, so weiß ich ihn zu schätzen, aber ich habe Ihnen mein Wort gegeben und ich will es halten. — Es ist etwas eigenes um die Ahnungen. Sie kommen über Nacht, urplötzlich, mitten in der Freude — ein Beweis mehr von der Schwachheit des Menschen, und, wenn Sie wollen, für unsere geistige Unvollkommenheit. Was läßt uns in das Reich der Schatten dringen, trotz allen Waffen der Vernunft? Wir geben uns gefangen trotz aller Geistesstärke. Ahnungen sind Schatten.“

„Sie werden abergläubig?“ —

„Jeder Mensch trifft in seinem Leben einen Moment, in dem er es wird. Er mag es leugnen wollen, sich selbst muß er es zugestehen. Der Veranlassungen sind viele, die uns erschüttern können. Der Reichste ist zu arm, um dem Tode sein Haus zu verschließen; der Aermste durch ungewohntes Glück nicht reich genug geworden, um sich die Dauer zu erkaufen. Die tausendfachen kleinen und großen Zufälle will ich gar nicht einmal in Betracht ziehen. — Ich halte Sie aber auf, gnädige Frau,“ fügte er mit einem Anflug

von Galanterie hinzu — „wenn ich die Ahnung des Wiedersehens mit mir nehmen könnte, ich würde ruhiger von Ihnen und Therese scheiden."

„Ich nannte Ihnen bereits Berlin," lächelte die Baronin — „dort vielleicht verfliegt Ihr Schatten, wenn Sie sich die Mühe geben wollen, mich nicht zu vergessen."

Sie bezeichnete ihm ihre Wohnung, reichte ihm noch einmal die Hand, versprach pünctlich im Theater zu sein, und folgte ihrer Schwester. —

Mit etwas leichterem Herzen, aber lebhafter mit dem umflorten Bilde Therese's beschäftigt, eilte er nach Hause. Es lag in dem Gedanken: Sie liebt dich doch! ein kleiner Triumph für ihn, der keinem Manne gleichgültig ist, auch da nicht, wo er entsagen muß oder das volle Glück fehlt. —

Seine dadurch angeregte Heiterkeit wurde aber wieder getrübt durch einen Brief, der ihm von seiner Wirthin eingehändigt wurde und den der Postbote gebracht, während er im Theater verweilte. Er kam von seinem Freunde in Berlin, an den er bereits vor längerer Zeit geschrieben und dessen Antwort er täglich und immer vergeblich erwartet hatte.

Er las den Brief zu Ende, dann nochmals, und eine Stelle wiederholt. Sie lautete: „Nimm Dich in

Acht! Man führt etwas gegen Dich im Schilde. Was? kann ich freilich nicht sagen, da sich meine Warnung nur auf Vermuthung und einige Aeußerungen basirt, die ich im Hause des Fräulein Harles gehört. Ich besuchte Lucinde vor drei Tagen. Man war erstaunt, mich kommen zu sehen, da ich sehr lange ausgeblieben. Dir ist aus meinen frühern Briefen hinlänglich bekannt, was ich über sie denke. Mir gefallen die Frauen ihres Standes nicht, die einen Wächter ihrer Laune und Zeit bestellen und eine Antichambre besitzen. In wirklich vornehmen Gemächern kommt man nicht leicht auf den Gedanken, hier aber gewiß: von der Bühne herab der Sinn für eitel Glanz und Flitter. Prunk ist der bettelhafteste Diener der Kunst, Maß und Bescheidenheit erheben ihre Priester. — Von Dir war nur vorübergehend die Rede. Man kannte Deinen Aufenthalt und ein vielsagender Blick ihrer Augen, ein bedeutungsvolles Lächeln ihrer Gesellschafterin, ein offen daliegender Brief, ein Zeitungsblatt erklären Dir das Uebrige." —

Geldern war fast daran, in seine vorige Stimmung zurückzusinken, er bekämpfte aber die nahe Bangigkeit und begab sich in das Theaterbureau, um dort vielleicht den Baron anzutreffen, der wie gewöhnlich, nicht zu Hause war.

Er traf ihn auch hier nicht, erfuhr jedoch einen Umstand, der auf's neue eine unruhige Ahnung in ihm rege machte. Auf seine Frage, wo sich der Director Borndal befinde, dem er in Betreff des heutigen Stückes etwas sagen wollte, erhielt er vom Bureaudiener die Antwort, daß er bereits vor einer Stunde zu einer gewissen Madame Dorbach abgerufen und seitdem von dort noch nicht zurückgekehrt sei.

Der Name fiel ihm auf und er suchte mehr zu erforschen, der Diener konnte ihm jedoch keine andere Mittheilungen machen.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Baron Werthoff irgendwo aufzufinden, begab er sich mißgestimmt nach Hause.

Es war inzwischen spät geworden und die Zeit zum Beginn der Vorstellung rückte heran. Er traf seine Vorkehrungen und eilte ins Theater. Unterwegs hielt ihn der Doctor Thalheim auf, der ihm die Versicherung gab, daß er sich im voraus auf den bevorstehenden Genuß freue, und damit die allgemeine Voraussetzung theile.

Kaum hinhörend, verließ ihn Geldern mit der Entschuldigung, daß er nicht länger säumen dürfe. —

Das Theater in Hallan ist nichts weniger als bequem und elegant, indeß immer noch nicht das schlech-

teste in der Provinz; groß genug, um stets einige leere Plätze zu behalten, zu hoch nach Maßgabe des Raumes, aber zum Vortheil für die Beleuchtung, die von einem Kronleuchter ausgehend, nirgend die Augen allzu sehr blendet und dem Director Borndal einen Theil der Scham ersparte, die er über seine schlechte Garderobe hätte empfinden müssen.

Diesmal war das Auditorium vollständig, nur eine einzige Loge leer geblieben. Im ersten Rang, dicht an der Prosceniumsloge saß Therese mit der Baronin von Lohmarr, ihrer Schwester. Der Doctor Thalheim war im Parquet. Er putzte mehrere Mal seine Brille und schien kaum den Beginn der Vorstellung erwarten zu können. —

Therese war sehr bleich, ihr Auge matt, ihr ganzes Wesen verrieth eine Abspannung des Geistes, jene Müdigkeit der Seele, die uns nach großen Erschütterungen stets überkommt. Ein einfaches schwarzseidenes Kleid hob ihre Bläſſe nur noch mehr hervor, nicht weniger der Kranz von weißen Rosen, den sie in ihrem Haare trug.

Die Geheimräthin versuchte es, ein Gespräch einzuleiten und fortzuführen, sie gab aber nur kurze und abgebrochene Antworten, ihre Gedanken waren auf der Bühne und mit nur einem Bilde beschäftigt. —

Die Ouverture begann.

Die allgemeine Unruhe legte sich, und jene Spannung trat im Publikum ein, die immer einem Schauspiel vorausgeht, von dem man viel erwartet und das eine erhöhte Theilnahme beansprucht. —

Therese's Herz klopfte hörbar und eine Beklommenheit befiel sie, die sie vorher nie empfunden. Wie von einem giftigen Hauch angeweht, lähmte es ihre Glieder; wie eine bleinerne Last legte es sich auf ihr Haupt und wie ein grauer düsterer Nebel vor ihre Augen... Gewaltsam mußte sie ihre Sinne anspannen, um nur etwas zu empfinden, als jetzt der Vorhang aufging und die Vorstellung begann.

Sie lauschte, hörte aber nichts... die Worte der Schauspieler verklangen an ihrem Ohr. Sie sah vor sich Handlung, Leben — aber sie hatte keine Theilnahme dafür....

Jetzt mußte er kommen, Geldern, denn — es flüsterte leise in ihrem Innern — dem es nicht anders um's Herz sein konnte, der ein eben so tiefes Weh wie sie in seinem Herzen trug...

Dieser Gedanke, flüchtig, zuckend aufdämmernd, um gleich und rascher zu verschwinden, zauberte ein Lächeln auf ihre Wangen, ein Lächeln so scheu und ei-

lig, daß es die Thräne nicht hemmte, die in demselben Augenblicke aus ihrem Auge herabrollte...

Gewiß, ihm war wohl nicht anders zu Muthe! Er sah immer nur Laura, und in dieser Laura Lucinde, mit der er so oft und auch zum letzten Male in diesem Stücke gespielt hatte. Sie war es nicht, und doch war sie es immer wieder — Laura Lucinde; Lucinde Laura. Gewiß, er war eben so traurig, eben so betrübt, bewältigt — aber Therese hatte keinen Theil daran, keinen an seinem tiefen tiefen Weh...

— Er trat auf die Scene. Eine Todtenstille herrschte im Publikum. —

Wie von einem schneidenden Messer durchbohrt, zuckte Therese's Herz... sie beugte sich über die Brüstung der Loge, weit.. weit... es flirrte vor ihren Augen... sie wandte sie ab.. ein Geräusch ihr gegenüber auf der entgegengesetzten Seite lenkte ihren Blick dahin... In die einzige bis jetzt leergebliebene Loge trat eine schwarzgekleidete tiefverschleierte Dame von hoher Gestalt. Sie blieb einen Augenblick stehen, die linke Hand auf die Logenbrüstung gelehnt, das Haupt nach der Bühne gewendet, dann setzte sie sich auf den vordersten Stuhl, ohne sich weiter nach ihrer Begleiterin, in der Therese Madame Dorbach erkannte, umzusehen...

Tief in ihre Mantille von schwarzem Sammet gehüllt, den Blick unverwandt auf das Schauspiel gerichtet, blieb sie regungslos, gleichgültig und theilnamlos gegen alles andere um sie herum.

Therese konnte ihr Auge nicht mehr von der Fremden abwenden. Eine Ahnung sagte ihr, sie sei Geldern's wegen gekommen, und mit dem Instinct der Frauen errieth sie, je länger sie sich mit ihr beschäftigte, eine Nebenbuhlerin...

Mit diesem Gedanken kam ein höheres Leben über sie, der bleierne Druck, der auf ihr gelastet, nahm ab, und ein unbekanntes neues Gefühl trieb ihr Blut zu rascherem Umlauf... Sie vergaß die Bühne, das Schauspiel und nur die Fremde wurde der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit, ausschließlich, mit dem Wunsche, mehr zu entdecken, mehr von ihr zu sehen. Aber die Dame blieb verschleiert...

Therese konnte es ihr nicht verzeihen, auch ihre Regungslosigkeit nicht — sie wandte nie das Haupt zum Publikum oder zu ihrer Begleiterin — ein leiser Groll stieg in ihr auf — die Fremde war ihre Feindin.

Freilich den Augenblick darauf schämte sie sich des neuen Gefühls, aber die einmal erwachte Eifersucht wollte sich nicht wieder verscheuchen lassen, sie umfaßte

Therese stärker und stärker, und ihre Abneigung gegen die Fremde wuchs...

Sie hörte nicht auf den Beifall des Publikums, sie sah nicht das Spiel Geldern's, das sich von Scene zu Scene immer meisterhafter entfaltete, sie merkte nicht, daß ein Act nach dem andern vorüberging, nichts von den Zwischenpausen, nichts vom Auditorium, nichts von ihrer Schwester, die bewundernd in laute Lobsprüche über Geldern ausbrach...

So ging der dritte und vierte Act vorüber, und der fünfte begann. — Therese hätte ihr Leben darum gegeben, nur einmal das Gesicht der Fremden zu sehen, aber sie blieb verschleiert, unbeweglich in ihrer angenommenen Stellung...

So kam die Schlußscene Schiller's heran.. Therese gab Acht, ihr Auge klammerte sich förmlich an die Loge ihr gegenüber... Die Fremde befreite die rechte Hand von der Mantille, die sie dicht um sich gezogen — ein reiches Blumenbouquet mit einem schwarzen Trauerbande umwunden flog auf die Bühne. Die Fremde erhob sich, blieb stehen und schlug den Schleier zurück... glänzende Züge, ein marmorbleiches Gesicht, bewältigend schön und von gebietender Hoheit wurden sichtbar...

Geldern hob das Bouquet auf... eine Leichen-

blässe legte sich unter der Schminke über sein Antlitz.. sein Blick irrte umher... er begegnete dem ihrigen... er schwankte, dachte zu sinken.. krampfhaft hielten seine Finger das Trauerband und die Blumen... ein Herr, der Schauspieldirector Borndal, deutete im Parterre auf die Loge im ersten Rang... ein Beifallssturm erhob sich, der das Haus erschütterte... Niemand bemerkte, daß Geldern ohnmächtig von der Bühne getragen wurde — man hatte die Fremde erkannt — unter dem Donnerruf: „die berühmte Lucinde Harles!“ verließ sie die Loge. — — —